

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslanddeutschen

6. Heft

Juni 1929

4. Jahrgang

Lessings „Nathan der Weise“

von Minister Gerhard von Mutius-Bukarest

Jeder Mensch, jeder Dichter spricht zunächst zu seiner eigenen Zeit. Sein Werk ist immer aus den ganz bestimmten, so nicht wiederkehrenden Spannungen des jeweiligen geschichtlichen Augenblicks geboren. — Nach dieser Seite behält jeder Schriftsteller etwas vom Journalisten. Die Großen aber sind diejenigen, die darüber hinaus auch noch zu anderen Zeiten sprechen, die durch die jeweilige historische Oberfläche hindurch in eine tiefere, allgemeinere Schicht des Menschlichen hinabreichen und aus dieser Tiefenlage — nicht aus mehr oder weniger zufälliger historischer Berühmtheit oder nur überliefertem Ansehen — heraus auch an Generationen sich wenden, die zu ihren Lebzeiten das Licht noch nicht erschauten. Daß und in welchem Umfang z. B. Hölderlin nach 100 Jahren aktuell und vorbildlich werden würde, konnte bei seinen Lebzeiten niemand ahnen, wie sehr die Lyrik Heines verblaffen sollte, war noch vor wenigen Jahrzehnten kaum vorherzusehen.

Die Tiefengliederung der Menschen in der Zeit ist das Problem der Geschichte. Aber dieses Problem ist nicht bloß ein solches bewußter, äußerer Überlieferung, innerlich wird es nur dadurch möglich, daß Vergangenheit und Gegenwart auch im Unterbewußtsein — ja dort noch mehr wie an der beleuchteten Oberfläche — zusammenhängen und sich dort noch unmittelbarer als im rückblickenden Gedächtnis begegnen und gegenseitig durchdringen, so daß vergangene Personen und Vorgänge uns manchmal aktueller und wichtiger scheinen können, als was der Tag bringt. — Alles geschichtliche Verstehen ist ein Durchdringen durch die Schicht der bloßen äußeren Überlieferung, der bekannten Namen und Daten, die wir in der Schule lernen, in diejenige einer inneren Gemeinschaft mit den Ereignissen und Menschen, welche nicht mehr sind. Dabei wird es sich aber in der Regel nicht so abspielen, daß man die Vergangenheit in Vorgängen und Personen unmittelbar sich zum Beispiel und Vorbild nehmen und in der Gegenwart nachahmen könnte. Geschichtliche Analogien gelten bestenfalls nur mit großer Einschränkung, weil ihnen die Einmaligkeit und Unvergleichbarkeit der historischen Situation entgegenwirkt. Es kann sich vielmehr überwiegend nur um eine allgemeine Belebung und Befruchtung der in uns schlummernden Schöpferkräfte, um die Erschließung eines

Sinnes handeln, der nicht zu übernehmen, sondern immer wieder neu zu gebären, zu produzieren und darum von vornherein in Worten nicht festzulegen ist, ja nicht einmal als grundsätzlich bestimmbar angesehen werden kann. — Erst durch die Bestimmung, den sprachlichen Ausdruck erfüllt sich allerdings dann die jeweilige Sinngebung. — Aber sie muß sich in der agnostischen Bescheidung vollziehen, daß andere Zeiten — entsprechend dem Gesetz der Begegnung — sie in anderer Weise suchen und finden müssen.

Mit diesem hier vertretenen Subjektivismus, wenn Sie wollen, bin ich aber, so glaube ich, schon in einer besonderen Weise bei dem Mann angelangt, dessen 200-jähriger Geburtstag dieses Jahr allenthalben in der deutschen Kulturwelt gefeiert wird, Lessing! Nicht nur, daß wir auch diesen Namen nicht bloß übernehmen, sondern das berühmte Haupt mit eigenen Augen betrachten, an eigenen Maßstäben messen müssen, soll damit hier gesagt sein, mir scheint, Lessing vertritt selber seiner Zeit, seiner Welt gegenüber ein Prinzip subjektiver Aktualisierung, das an den veränderten Inhalten, der veränderten Umgebung unserer Tage zu bewähren, das Bild seiner Persönlichkeit eine immer neue Aufforderung darstellt.

Wenn Lessing aller bloß überkommenen Autorität, den Vorurteilen auf religiösem und ästhetischem Gebiet, welche damals die Welt beherrschten, den Krieg erklärt, wenn er der seiner Zeit dominierenden französischen Gesittung gegenüber sich als einer der ersten mutig zu seinem Deutschtum bekennt, ja in seiner ganzen streitbaren, nüchternen, kritischen Haltung ebenso wie in dem „logischen Phosphoreszieren“ seines Stils spricht sich aus, wie männlich, wie aktiv er der Welt begegnet, daß er so gar nicht gesonnen ist, sich den objektiven Mächten zu beugen, sondern wie er im spontanen Gestalten und Formen seine Aufgabe erblickt. — Heute tragen wir nicht mehr Perücken und Zöpfe, die protestantische Orthodogie und der Absolutismus des 18. Jahrhunderts sind dahin. Wenn die deutsche Sprache und Gesittung auch heute noch stellenweise unterdrückt wird, so geschieht es doch gerade, weil man den deutschen Geist als eine Weltmacht spürt. Er ist nicht mehr die *quantité négligeable*, als welche er selbst einem Friedrich den Großen erschien. Vieles, für das Lessing kämpfte, ist uns heute selbstverständlicher Besitz. Aber dafür sind unserem Leben andere Feinde entstanden. Und vor ihnen nicht zu kapitulieren, ihnen mit demselben schneidigen Mut, demselben stolzen Willen zur Selbstbehauptung zu begegnen, das scheint mir der lebendige Gedanke, aus dem heraus wir heute wieder Lessing feiern sollten.

Und wenn ich nach einem zusammenfassenden Ausdruck für das suche, was uns heutige Menschen bedrückt und bedroht, wenn ich auf den Feind in unserer heutigen Kulturphase und Kulturentwicklung blicke, so finde ich zu seiner summarischen Kennzeichnung heute keine andere, keine bessere oder anschaulichere Wendung, als indem ich diese feindliche Macht eine „falsche Sachlichkeit“ nenne.

Es wäre interessant den ganzen Lessing einmal unter diesem Gesichtspunkt zu durchforschen. Lassen Sie mich heute aber nur an „Nathan dem Weisen“, dem letzten und reifsten Wort, das Lessing zu seiner Zeit gesprochen und der Welt

hinterlassen hat, entwickeln, wie ich mir Lessing als Vorkämpfer in der heutigen Kulturkrise denke.

Wer „Nathan den Weisen“ im Laufe des Lebens, als Erwachsener, einmal wieder zur Hand nimmt, wird zunächst erstaunt unter dem Eindruck stehen, wie lebendig, wie spannend dieses als langweilig verschriene Lehrgedicht ist. Nicht nur daß der Aufbau knapp, straff, durchaus dramatisch bleibt, wir nehmen — so wenig Zeit und Ort und Kostüm der Handlung uns heute als glaubhaft anmuten — an diesem Menschen des 18. Jahrhunderts auch in ihrer orientalischen Verkleidung sofort den wärmsten Anteil, wir folgen gespannt der Schürzung des Knotens und sind erleichtert und beglückt, wie diese Gestalten, von denen jede uns in besonderer Weise lieb geworden ist, die einander vor kurzem noch so fremd und feindlich gegenüberstanden, zu einer wunderbaren, fast möchte man sagen „geistlichen“ Familie zusammenwachsen. Dazu ein Dialog, in dem es nur so funkelt von Geist und Witz und jene spezifisch Lessingsche Lebendigkeit, wie sie uns am frischesten vielleicht in „Minna von Barnhelm“ entgegentritt. — Der „Nathan“ wird leider selten aufgeführt, vermutlich weil alle diese Qualitäten von Schauspieler und Publikum, die heute an so viel derbere Reizmittel gewöhnt sind, nicht mehr mühelos realisiert werden. Aber ich glaube an die Wirksamkeit einer vielleicht etwas gefürzten Aufführung, bei der das historische und orientalische Kostüm nicht zu echt sein, sondern irgendwie auch im Dekor das 18. Jahrhundert durchblicken müßte, wie z. B. Handels Oper „Julius Caesar“ neuerdings mit größtem Erfolg nicht in antiken, sondern in Barockkostümen gegeben worden ist.

Ich sage das alles nicht ohne Bezug auf jenen besonderen Gegenwartswert Lessings, den aus „Nathan dem Weisen“ Ihnen zu entwickeln ich mir heute als Aufgabe gestellt habe. Denn jeder Organismus lebt irgendwie aus eigenem Recht. Alles Lebendige muß unmittelbar wieder an das Leben appellieren. Bei einem Lehrgedicht, das nur Gedanke bliebe, müßte eben auch der Gedanke leiden. Und mehr wie bei anderen fordern wir bei Lessing diese Einheit von Sinn und Ausdruck, wenn man will von Theorie und Praxis, da seine Lehre ihrem Gehalt nach so durchaus dynamisch, so sehr Aktivität und Spannung ist, so sehr eine nur durch Leben und Handeln einzulösende Selbstverpflichtung darstellt. Trotzdem — das Zentrum in Nathan dem Weisen bleibt die Parabel von den drei Ringen. Suchen wir zuerst an ihr zu verstehen, in welcher Weise sie sich auch an uns und an die heutige Zeit wendet.

Im Stücke sind die drei Ringe, welche der Vater bei seinem Tode den von ihm gleich geliebten Söhnen gibt, die drei Religionen des Judentums, des Islam, des Christentums.

Der echte Ring hat die Kraft „vor Gott und Menschen angenehm zu machen“. In dem Gedanken der Bewährung findet der Dichter auch die Lösung der Parabel. „Es eifre jeder seiner unbestochenen von Vorurteilen freien Liebe nach,“ dann erst wird nach tausend, tausend Jahren ein anderer Richter — am jüngsten Tage — den Spruch darüber fällen können, welches der echte Ring war. Religiöse Toleranz

ranz, gegründet auf den Gedanken einer letzten Gemeinschaft alles dessen, was überhaupt Menschenanlich trägt, das ist die große und wahrlich auch heute noch nicht unzeitgemäße von Nathan verkündete Weisheit. — Zwar stehen die religiösen Trennungen heute nicht mehr so wie damals im Vordergrund des Bewußtseins. Verschwunden sind sie keineswegs. J. B. ist die Politik der europäischen Kabinette der Türkei gegenüber während des Balkankrieges 1912/13 im Grunde nur aus einem latenten Kreuzzugsbewußtsein zu verstehen.

Und daß der Kern der heute die Welt noch mehr als früher bewegenden Judenfrage viel mehr in religiösen als in Vorurteilen des Bluts und der Rasse liegt, wird nur deswegen so selten erkannt, weil die heimliche seelenbildende Kraft der Religion mit dem öffentlichen Bekenntnis zu ihren Dogmen verwechselt und das Problem nur als ein solches des Bewußtseins betrachtet wird. — Aber selbst, wollten wir, um uns der öffentlichen Meinung des Tages anzupassen, heute an Stelle von Religion Rasse, Nation oder Klasse setzen und den ursprünglichen Gedanken der Toleranz — was durchaus auch im Sinne des Gleichnisses liegt — lediglich auf diese Gegensätze ausdehnen, so wären wir m. E. damit immer noch nicht bis zu dem eigentlichen Quellpunkt Lessingscher Weisheit gelangt. Der aber liegt eben in dem Gedanken der praktischen Erprobung, der Bewährung, welche die Frage von wahr und falsch nicht lediglich eine vom Objekt bestimmte, theoretische sein läßt, sondern das, was man theologisch damals den „Beweis des Geistes und der Kraft“ nannte, also einen mindestens teilweise subjektiven Faktor zu entscheidender Bedeutung emporhebt.

Zu Ende gedacht führt Lessings Einstellung allerdings über die Alternative subjektiv — objektiv, Theorie oder Praxis, hinaus.

Sie ist durchaus nicht nur Subjektivismus, denn das Gleichnis von den drei Ringen leugnet den objektbestimmten Gesichtspunkt der Wahrheit in keiner Weise, es stellt ihn nur als einen von vornherein theoretisch nicht zu ermittelnden sondern jedesmal zu erschaffenden, zu produzierenden dar und weist dadurch gerade auf den Einheitsbezug aller subjektiven und objektiven Faktoren, gewissermaßen auf den Berührungskoeffizienten zwischen ihnen als den letzten und entscheidenden Gehalt des Daseins hin. — Für die gewöhnliche Bewußtseinslage bedeutet diese Lösung allerdings so sehr eine Abkehr von aller Theorie, aller bloßen Abhängigkeit vom Objekt, eine so starke Subjektivierung des Religiösen, daß man darin lediglich die Fundierung einer religionsfreien Ethik finden könnte und gefunden hat. — Und doch scheint mir unzweifelhaft, daß diese Konsequenz weder der Absicht Lessings noch der Wechselbedingtheit von Theorie und Praxis entsprechen würde. Religionsfreie Ethik als Sinn der Ringparabel wäre ein Bekenntnis zu einer sozusagen blinden Praxis. Aber, was Kant über Begriff und Anschauung gesagt hat, läßt sich mit gleichem Recht auf die Beziehung der Theorie zur Praxis, in der man eine letzte Erweiterung der Antithese Begriff — Anschauung finden könnte, anwenden. Praxis ohne Theorie ist blind, Theorie ohne Praxis leer! — Und die Theorie zu der durch die Parabel empfohlenen Haltung ist eben der „gottergebene Sinn,“

der sich zwar über Gottes Wesen nicht viel Gedanken macht, aber selbst im tiefsten Jammer, nach dem Tod von Frau und Kindern durch Christenhand, Nathan zu dem Bekenntnis durchdringen läßt:

„Und doch ist Gott
Doch war auch Gottes Ratsschluß das! Wohlan!“

und Recha die Worte in den Mund legt:

„... so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — ...“

So scheint mir denn für das geistige Zentrum unseres Lehrgedichts der Nachweis erbracht, daß, wenngleich Lessings Haltung sich zunächst als eine Unterstreichung der subjektiven Rechte des psychischen Vollzugs gegenüber den scheinbar nur objektiven Mächten der Wahrheit und Geltung darstellt, doch der Wechselbezug subjektiver und objektiver Faktoren, ihr gegenseitiges Sichbestätigen und Sichkorrigieren den Blickpunkt bedeutet, zu dem Lessing uns hinführt. — Und gerade das, meine ich, ist es, dessen wir heute bedürfen. Das 18. Jahrhundert kannte nur wenig von dem, was wir heute Naturwissenschaft und Technik, Wirtschaft und Politik nennen. Der Mensch hatte seine Seele noch längst nicht so wie heute der Welt der Sachen verschrieben, sie an die Welt der Sachen verloren. Politik und Krieg waren damals die Angelegenheiten der Höfe, der Kabinette und kleiner Berufsarmeen. Aber bei aller Not und allem Jammer, die sich schon damals daran knüpften, wie vergleichsweise unberührt durch diese Gegensätze an der Oberfläche blieb die wirtschaftliche und kulturelle Gemeinsamkeit der europäischen Welt! Politik und Krieg waren nicht so ernst, wie heute! Das heißt aber: die europäische Menschheit war damals in ihren Interessen viel weniger differenziert und darum weniger in Abhängigkeit von sachlichen Gegensätzen, oder den Sachen weniger verhaftet, wie jetzt. Die politischen Realitäten, Macht und Reichtum wogen damals weniger schwer. Ihr Druck erreichte viel weniger als heute den unbekanntenen „Jedermann“ den „man in the street“ den namenlosen Zeitgenossen, der sich im Grunde nur für seine eigene kleine Lebensnot interessiert. Der subjektive Faktor, die Seele des Einzelmenschen stand den Weltereignissen viel freier gegenüber. Noch deutlicher drückt sich das im Wirtschaftlichen aus. Der Kapitalismus und sein Zwilling Bruder der Sozialismus waren zu Lessings Zeiten noch kaum geboren. Das Denken lediglich in Geld — jene typische und verbreitetste Form der Knechtschaft unter dem Objekt oder, wie Nietzsche sagt: „Unter dem Zwecke“ — war noch längst nicht in dem Maße wie heute die Hauptbeschäftigung des homo sapiens geworden, erschien noch nicht so sehr als das Einzige, was es verlohnte, wirklich ernst genommen zu werden, als seine Bestimmung. — Und die letzten Triebkräfte dieser Entwicklung, Naturwissenschaft und Technik, staken damals vergleichsweise noch

in den Rinderschuhen. Schon die ungeheuerere Erweiterung in der Erkenntnis der Naturkräfte aber muß in jenem Gleichgewichtsspiel zwischen Subjekt und Objekt, welche wir Leben nennen, das Gewicht der Objekte so vermehren, daß die Schale, in der das Subjekt liegt, zunächst in die Höhe schnellt und das Gleichgewicht dadurch eben gestört wird. Die an die Naturwissenschaft anknüpfende Technik oder Naturbeherrschung aber erzeugt den Wahn als ob es sich umgekehrt verhielte, als ob der Mensch immer mehr zum Herren der Schöpfung würde. Dies ist aber insofern eine Täuschung, weil die trotz Allen ach so beschränkte Naturbeherrschung eben dadurch erkauft ist, daß wir der Natur ganz anders, wie früher, dienen müssen, und weil die eigentliche Spontaneität des Individuums in Arbeit und Muße durch diesen Dienst in einer für den Gesamthaushalt des Lebens sehr bedenklichen Weise herabgesetzt erscheint. — Allen diesen Zeittendenzen gegenüber ist Lessing ein unbestechlicher Anwalt der Freiheit, der Vertreter einer unzerstörbaren und unersehblichen Würde der Persönlichkeit, ein Arzt, der den Lebensmitteln niemals das Übergewicht zu gewinnen, die Ganzheit des Lebenssinnes zu gefährden gestattet.

Drückt sich aber das für uns Vorbildliche an Lessing schon in der zentralen Parabel seines Lehrgedichts als Grundsatz der für seine Zeit besonders benötigten religiösen Toleranz aus, so durchdringt dies Element doch auch in einer Reihe sehr charakteristischer anderer Sentenzen den gesamten Verlauf der Dichtung, um schließlich in eigentümlicher Weise sich als die Mutterlauge, die Atmosphäre des Ganzen darzustellen.

Zunächst als charakteristische Details das, was in Nathan über das Geld, über die Wahrheit und über die Buchgelehrsamkeit steht!

„Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!“

Dies äußerste und darum paradoxe Bekenntnis zu einer letzten Freiheit Allem nur Sozialen, nur Zuständlichen gegenüber legt Lessing jenem Derwisch in den Mund, der vom Sultan zu seinem Schatzmeister ernannt, seinen Freund „Nathan“ gerade davor bewahren will, daß er den reichen Ertrag seiner Reise an den das Geld verachtenden und darum in beständiger Geldnot schwebenden Sultan los wird. Der Derwisch, dessen Hauptleidenschaft das Schachspiel ist, stellt in dem Stück eine halb komische Figur dar und sein Wort, dem die Sorge um das Geld des Freundes so deutlich widerspricht, ist natürlich nur cum grano salis d. h. dialektisch zu verstehen.

Dieses dialektische Pendeln zwischen Zu- und Abwendung vom Geld läßt Lessing den Sultan in die Worte kleiden:

Sittah: „Was klemmt? Was fehlt?
Saladin: Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint. —“

Anders als der Sultan, der das Geld verachtet, ist Nathan. Er bemüht sich darum. Die weite Reise, von der er zurückkommt, ist eine Handelsreise und das Einkassieren von Schulden ein wesentlicher Zweck dabei. Als Saladin ihn aber den Weisen nennen will, lehnt er des Volkes Stimme, auf die der Sultan sich beruft, mit den Worten ab:

„Und wenn es ihn
Zum Spott so nannte? Wenn dem Volke weiße
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vorteil gut versteht?“

Ähnlich wie dem Geld scheint Nathan der Wahrheit gegenüberzusehen. Jenes Selbstgespräch des Nathan, welches wie ein Auftakt das Gleichnis von den drei Ringen einleitet, setzt das Geld in eine interessante Parallele zur Wahrheit:

„Was will der Sultan? was? ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so bar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! . . .
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — . . .“

Also, so dürfen wir wohl die Worte des Dichters erläutern: Wahrheit kann man nicht in der Weise haben, wie man Geldstücke in einen Beutel zählt. Auch Gott kann man, so heißt es an einer anderen Stelle nicht eigentlich haben und in einem ausschließlichen Sinne von seinem Gott sprechen. Das „Ich“ ist in keinem Verstande eine „Gott“ oder der „Wahrheit“ übergeordnete Kategorie. Aber wie uns Gott nicht durch Wähnen über sein Wesen, sondern durch Ergebung in seinen Willen nahe kommt und faßbar wird, so können wir an der Wahrheit nur durch den jeweiligen Erkenntnis- und Wahrheitsvollzug teilhaben. Ähnlich wie das entschleierte Bild zu Saiz bei Schiller für den ehrfurchtslosen Jüngling tödlich wird, würde für Lessing eine nur enthüllte, nur hingenommene Wahrheit den lebendigen und produktiven Gehalt dieses Begriffs nicht erreichen.

Und dieser lebendige, dieser dynamische Lebenssinn erscheint wirklich als das geheime Zentrum in Lessings Persönlichkeit, als das Ziel, um das er wirbt und dem er sich unterordnet. Wie wesentlich, wie konstitutiv für den Begriff des Besizens ist ihm die Möglichkeit des Verlierens!

„Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie geglaubt, und nie
Gewünscht!“

Den Tempelherrn läßt er sagen:

„Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern stehn.“

Und wenige Strophen darauf heißt es von Nathan:

„Da kommt er; kommt mit Hast; glüht heitre Freude.
Wer kam von Saladin je anders?“

Lessing selber ist der eigentliche Held des Stückes. Der Sultan und Nathan, der Tempelherr und der Derwisch sind nur verschiedene Inkarnationen dieser einen Persönlichkeit, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie mehr noch in die Geschichte als in die Literaturgeschichte gehöre. Das Große an ihr ist, wie sie überall in unerhörtem Grade Leben weckt und ihre Umwelt „in heiterer Freude glühen“ macht.

Schließlich sei unsere Zeit, die doch noch mehr als das 18. Jahrhundert eine Welt des Bücherwissens und der Buchgelehrsamkeit darstellt, wofür die parallel verlaufende Buchentwertung nur einen neuen Beweis bedeutet, an jenes Gespräch zwischen der Schwester des Sultans Sittah und Nathans Adoptivtochter Recha erinnert, wo es heißt:

Recha: „Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit toten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
zu wenig.
Sittah: . . . und so manches, was
Du weißt? . . .
Recha: Weiß ich allein aus seinem Munde.
Sittah: So hängt
Sich freilich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.“

Nun aber dreht Recha den Spieß um und fragt Sittah:

„Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts gelesen!
Sittah: Wieso? — Ich bin nicht stolz auf's Gegenteil. —
Allein wieso?
Recha: Sie ist so schlecht und recht; so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .
Sittah: Nun?
Recha: Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater.“

Wie wird hier das Verstehen mit Auge und Ohr, mit Kopf und Herz zugleich, kurz die Aneignung mit dem ganzen Menschen, die Begegnung von Mensch zu Mensch jeder nur rezeptiven Aufnahme eines toten Wissensstoffes durch den Intellekt vorgezogen! — Ja, so sehr scheint Ursprünglichkeit und Naivität, d. h. die

subjektive Komponente als das Wichtigste, daß zu viel Wissen und Buchgelehrsamkeit darum abgelehnt wird, damit sie nicht gefährdet werde.

Diese nebenfächliche Stelle ist, glaube ich, besonders illustrativ für diejenige Not unserer Zeit, die ich „falsche Sachlichkeit“ nannte, und inwiefern Lessing uns eine Medizin gegen diese Krankheit liefert.

Ich hatte zum Eingang gesagt, daß namentlich unsere Zeit an falscher Sachlichkeit leide. Daß das Problem aber uralte ist, ja schon mit den Anfängen der menschlichen Kultur einsetzt, zum Beweis dafür möchte ich Ihnen noch kurz eine Stelle aus dem platonischen Dialog Phaedros verlesen, in dessen Schluppassus gerade davon die Rede ist, daß alles Geschriebene nur ein totes Wissen sei, wahre Weisheit aber aus der lebendigen Rede quelle. Die Stelle bezieht sich darauf, daß angeblich in Ägypten die Schrift erfunden sein soll und daß der Erfinder sich mit dieser seiner Entdeckung zum König begeben habe:

„Von der Schrift sagte er, daß die Menschen durch sie gedächtnisreicher und weiser werden würden, dazu habe er sie geschaffen. Doch König Thamus sprach: „Du irrst; in Deiner Entdeckerfreude siehst Du nicht, daß das Gegenteil eintreten muß. Die Schrift wird die Menschen verleiten, sich nicht mehr auf die Kraft des eigenen Erinnerungsvermögens zu verlassen. Darum wird sie ihr Gedächtnis schwächen. Sodann schafft sie nicht Weisheit, sondern nur ein Scheinwissen. Sie verleitet die Menschen, ohne ein gründliches Verständnis sehr vieles zu lesen, und so werden sie wähnen, ihre Einsichten und Kenntnisse zu mehren, während sie in Unwissenheit und Urteilslosigkeit versinken.“

Dazu führt Sokrates nachher weiter aus:

„Das geschriebene Wort gleicht den Werken der Malkunst; wie diese dastehen, als ob sie lebten, aber feierlich schweigen, wenn man sie befragt, so möchtest Du auch ein Geschriebenes als lebend und denkend ansprechen; aber es sagt Dir immer nur dasselbe. Sobald die Gedanken in die Schrift gebannt sind, ist es ihr trauriges Los, eine ewige Irrfahrt anzutreten. Sie kennen den Weg nicht, den sie beschreiten, sie wissen nicht, ob er sie zu verständnisvollen Seelen führt oder zu Menschen, denen sie nichts zu sagen haben. So wandern sie unverstanden und geschmäht dahin; immerfort flehen sie nach dem Beistande ihres Vaters. Denn sie sind stumm und vermögen sich selbst nicht zu verteidigen.“

Schließlich möchte ich Ihnen noch eine interessante Parallelstelle aus Richard Wagners Schrift über Beethoven dazu zitieren:

„Wollen wir uns ein wahres Paradies von Produktivität des menschlichen Geistes vorstellen, so haben wir uns in die Zeit vor der Erfindung der Schrift und ihrer Aufzeichnung auf Pergament oder Papier zu versetzen. Wir müssen finden, daß hier das ganze Kulturleben geboren worden ist, welches jetzt nur noch als Gegenstand des Nachsinnens oder der zweckmäßigen Anwendung sich forterhält. Hier war denn auch die Poesie nichts anderes als wirkliche Erfindung von Mythen.“

* * *

Greifen wir aber nun noch einmal auf den Gesamteindruck des Stückes zurück, suchen wir noch einmal ohne besonderen inhaltlichen Bezug uns von ihm Rechenschaft zu geben und dadurch den Geschmack festzuhalten, den es uns hinterläßt, so bleibt das Bild einer stets dialektisch bewegten, in deutlichen Gegensätzen bestimmten, eigentümlich verstandesklaren, ja, wenn man will, nüchternen Welt, die doch den Ruhepunkt für ihr stets bewegtes Bezugssystem in einer tatbereiten Gesinnung, in einer Güte findet, die weltüberwindend deswegen aller Gegensätze Herr wird, weil sie in heimlicher Weise, sozusagen als potenzielle Energie in diesen Gegensätzen selber schon investiert ist.

Darum kann man auch heute „Nathan den Weisen“ wirklich nur „heiter glühend“ aus der Hand legen. Darum kehrt man von dieser Begegnung mit Lessing reichen und liebevollen Herzens auch in die heutige Zeit, die heutige Welt zurück mit dem männlichen Entschlusse, es nicht bei dieser „Schwärmerei“ zu belassen, sondern „gut zu handeln“, d. h. den Kampf mit unserer Zeit aufzunehmen, sie dabei aber doch zu lieben.

Was sagt uns Heutigen die Fabel von den drei Ringen?!

Man möchte zunächst mit Lessing selber antworten:

„Daß wir das Schlimme ja so ziemlich zuverlässig kennen, aber bei weitem nicht das Gute.“

Und doch ist nicht das Reich der Deutlichkeiten, der Welt, das, was man etwa „haben“ könnte, das Wesentliche, sondern der unbekante Gott, den wir allezeit dahinter suchen und zu dem „das Gute“ den Wegweiser bildet. Aber diese „Unbekannte“ ist, trotzdem oder vielmehr weil sie Menschenwort und Menschenfing unerreicht bleibt, wirklicher als alle benennbaren Einzeldinge. Sie ist die Sonne, von der alles Leben kommt und zu der alles Leben sich hinwendet, vor deren Glanz alle Deutlichkeiten und Gegensätze, eben das, was wir die Welt nennen, zusammensinken müssen. Nicht aber durch Theoretisieren und Wähnen, sondern nur durch Gesinnung und Tat zugleich können wir uns diesem geheimen Zentrum nähern und an ihm teilhaben. So gehören Alle, die „guten Willens“ sind zu einer Gemeinschaft, einer unsichtbaren Kirche, einem Sinne an, der über die Verschiedenheit der in der Ebene des Ausdrucks sich abzeichnenden religiösen und quasireligiösen, sozialen, wirtschaftlichen, nationalen Bekenntnisse hinweg, sie alle in allumfassender Harmonie überwölbt.

„Unsichtbare Harmonie“ aber, so meinte Heraclit, „sei stärker als sichtbare“.



Der baltische Student in Riga

von Kurt Stabenhagen = Riga

Wenn hier von der Lage des baltischen Studenten in Riga und den vor ihm liegenden Aufgaben, wie die augenblickliche Situation sie vorzuzeichnen scheint, die Rede sein soll, so bin ich mir bewußt, daß solch ein Bild immer mehr oder weniger subjektiv bleiben muß. Denn nicht um die in Zahlen meßbare materielle, sondern um die geistige Lage soll es sich handeln. Diese richtig abzuschätzen, ist für einen einzelnen Fachvertreter auch dann schwierig, wenn er mit anderen Disziplinen und deren Vertretern eine möglichst nahe Verbindung aufrecht erhält. Ein Einblick in die Lage des Studenten der Medizin, der Mathematik, der Naturwissenschaften, der zahlreichen technischen Disziplinen, würde nämlich einen Einblick in diese selbst und in die Art ihres Betriebes voraussetzen, den ich natürlich nicht habe. Es kann sich also hier nur um die Wiedergabe von Eindrücken handeln, die ich selbst durch meine Arbeit am Herderinstitut gewonnen habe und die ich durch Mitteilung von Kollegen aus Disziplinen, von denen ich eine einigermaßen deutliche Vorstellung habe, zu ergänzen bestrebt war.

Wie man die Lage des rigischen Studenten und seine Aufgabe einschätzt, das hängt nun weiter davon ab, wie man die Lage und Aufgabe unserer Stammesgemeinschaft überhaupt ansieht. Es können hier offenbar verschiedene Wertmaßstäbe angelegt werden.

Werner Mahrholz hat vor einigen Monaten in einem Zeitungsartikel über seine in Österreich gewonnenen Eindrücke die Frage untersucht: Ist Österreich ohne Anschluß lebensfähig? Er stellt zunächst die Gegenfrage: Was soll Leben heißen? Sieht man von gewissen, allerdings schwer ins Gewicht fallenden wirtschaftlichen Momenten ab, so kann Österreich gewiß ohne Anschluß weiterleben — aber als was? Als ein Stück deutschen Volkskörpers, durch das das Blut des Gesamtleibes nicht durchläuft, das die kommende deutsche Entwicklung höchstens teilweise mitlebt, als eine schöne Insel, auf der sich wertvolle Reste alten Kulturlebens, vor allem aus der großen Zeit des Barock, weitererhalten, auf der Lebensformen, ein umständliches Verkehrszeremoniell, die dem Tempo von heute nicht mehr entsprechen, weiter gepflegt werden — ein Idyll nach dem Herzen weltflüchtiger Romantiker, ein Museum voll edelsten Kulturgutes. Wer das konservieren will, muß gegen den Anschluß sein.

Soll aber der österreichische Bruderstamm in den Kreislauf des gesamtdeutschen Lebens einbezogen werden, soll er selbst dessen Mitträger sein, dann muß er ins Reich hinein — hinein in dessen Tempo, um sich in ihm zu behaupten, hinein in seine Kämpfe und Nöte, die allerdings mit der alten Gemütlichkeit, mit den zarten Blüten eines rauhen Zeitalters gründlich aufräumen werden.

Analog verschieden kann man auch die Aufgaben und die Lage unseres Volkspplitters ansehen.

Man kann das, was wir „Baltentum“ nennen als eine Art unveränderliches Naturprodukt betrachten und es für unsere oberste Aufgabe halten, das überlieferte Kulturgut in jener Besonderheit, wie sich deutsches Weltfühlen bei uns ausgebildet hat, zu bewahren. Es handelt sich dabei, da wir eine wissenschaftliche oder künstlerische Eigentradition so gut wie gar nicht besitzen, im wesentlichen um ethische Güter, um unsere besonderen, z. B. von den reichsdeutschen verschiedenen Auffassungen von Leben, Persönlichkeit, Mann, Frau, Beruf usw., es handelt sich um Formen, in denen wir miteinander und mit der Welt umgehen und in denen jene Auffassungen ihre äußere Ausprägung erhalten haben. Die Problematik einer solchen an der Überlieferung orientierten retrospektiven Zielsetzung bestände nicht nur darin: wie lassen wir die Nachfolgeneration in die ererbten Lebensformen hineinwachsen?, sondern auch darin: wie erhalten wir das Erbgut — heute, wo die alten Fundamente unter uns weggeschlagen sind? Wie passen wir es unter maximaler Erhaltung seines Bestandes der neuen Zeit an?

Diesem Standpunkte entgegengesetzt wäre ein anderer, von dem aus Baltentum (wie natürlich jede andere Gemeinschaftsidee auch) als Inbegriff historisch wechselnder Inhalte, als etwas Wandelbares angesehen wird, und zwar etwas, was sich in Abhängigkeit vom gesamtdeutschen Leben wandelt und abwandelt: Baltentum nicht als etwas Feststehendes, sondern als das lokal bewegte jeweilige Echo des deutschen Kulturorchesters, Baltentum nicht als Residuum einer vergangenen Zeit, sondern als lebendiges Teilnehmen an der deutschen Gegenwart. Der Akzent ruht nicht auf der Erhaltung einer als mehr oder weniger fest angesehenen Größe, sondern auf dem Festhalten der Beziehungen zum Gesamtvolk und auf deren Verfestigung und Verinnerlichung. Pendelt die Problematik des ersten Standpunktes um die Frage: Wie lassen wir den Faden zur Vergangenheit nicht abreißen?, so lautet das Problem vom zweiten Standpunkt: Wie halten und verfestigen wir den Verbindungsfaden zum gesamtdeutschen Volk — ohne Rücksicht darauf, was bei dem Durchblutetwerden vom deutschen Kulturkreislauf an ererbten Gut beseitigt wird.

Die beiden Standpunkte sind als Extreme denkbar. Praktisch wird sich natürlich niemand in voller Einseitigkeit auf die eine oder die andere Anschauung festlegen wollen, und auf weite Strecken hinaus lassen sich beide vereinigen.

Aber immerhin in ihren Sorgen sind die beiden baltischen Typen, die sich damit ergeben, verschieden, immerhin werden von uns als Familienvätern, als Gliedern der baltischen Stammesgemeinschaft immer wieder Entschließungen gefordert, in denen wir uns mehr oder weniger für das eine oder das andere entscheiden müssen — vor allem von dem mehr oder weniger einseitig vertretenen einen Standpunkt aus beurteilt man jede Frage anders als vom anderen. Der rigische Student kann vom einen Standpunkt aus genügen, ohne es vom anderen zu tun.

Ohne hier in eine die beiden Gesichtspunkte abwägende Diskussion einzutreten, will ich mehr oder weniger einseitig vom zweiten ausgehen, weil er für das Baltentum als historisch ins Gewicht fallendem Faktor der wichtigere ist. Ist

es nämlich wirklich unsere Aufgabe, Träger, Vermittler westeuropäischer Kultur an der Grenzscheide gegen den „Osten“ zu sein, dann müssen wir selbst erst einmal das Leben dieser Kultur mitleben, aktiv, nicht als unbeteiligter Zuschauer, sondern mindestens es verstehen und womöglich es mittragen, damit wir überhaupt etwas zu vermitteln haben, damit wir deutsche Arbeitsziele, deutsche Arbeitsmethoden, deutsche Wertsetzungen, zur Geltung bringen können, nicht mit Gewalt oder Überredung, sondern durch eine bestimmte Art, selbst zu sein. Hierfür genügt eine auch nur einigermaßen konservative Einstellung nicht. Denn sie ist, konsequent durchgeführt, selbst in Abwehrstellung, mindestens in vorsichtiger Zurückhaltung. Sie kann bei der mangelnden Anziehungskraft unserer alten Lebensauffassungen weder auf die nichtdeutsche Umwelt, noch auf das andere, das nicht traditionsgebundene Deutschtum in unserer Mitte ausstrahlen. Sie führt praktisch zum Verzicht auf Wirkung, Vermittlung, sie führt zur Stellung der nur in sich lebenden, abgekapselten und insolgedessen „verkannten“, ressentimenterfüllten Minderheit im prägnanten Sinne dieses Wortes.

Aber auch abgesehen von den politischen Auswirkungen einer mangelnden Verbindung mit dem deutschen Gesamtvolkstum muß man in der augenblicklichen Situation unserer selbst wegen um das Reißen des Fadens besorgt sein: Bei dem Tempo, in dem die geistesgeschichtliche Entwicklung drüben abrollt, ist die Gefahr, den Anschluß zu verlieren, besonders groß. Durch alle oder die meisten Wissenschaften geht seit 30, 40 und mehr Jahren eine Erschütterung der letzten Fundamente, wie wir sie seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt haben. Letzte Grundbegriffe, die als selbstverständlich oder gesichert vorausgesetzt wurden, werden wieder Problem. Selbst der Spezialarbeiter wird auf Schritt und Tritt durch neuauftauchende Fundamentalprobleme aufgehalten und behelligt. „Wir befinden uns nicht in einer sekulären, sondern millinären Wende“, hat A. Weber den gegenwärtigen Zustand kennzeichnen wollen — einer Zeitwende, die noch dazu für uns Deutsche dadurch etwas besonderes ist, daß die Ausgangspunkte der Bewegung im Gegensatz zu der Entwicklung der letzten Jahrhunderte, die im wesentlichen von England ausging und auf englischen Denkvoraussetzungen gegründet war, heute in Deutschland und Österreich liegen. Positiv läßt sich die radikale Neuorientierung des Verhältnisses von Mensch und Welt als einheitliche Tendenz noch schwer auf eine Formel bringen. Aber als ein entschiedenes Nein zu jahrhundertealten Grundvoraussetzungen läßt sich die Wendung schwer übersehen. Davon, wieweit wenigstens eine kleine Schicht von uns an die aufgerollte Problematik mit Hand anlegt, mindestens sie versteht, oder sich mit ihr persönlich auseinandersetzt — davon hängt ab, ob und wieweit wir an einem, aber immerhin zentralen Punkt deutsches Leben mitleben.

Wie steht nun der Student zu den Gegenwartsfragen, soweit sie auf dem wissenschaftlichen Kampfplatz ausgetragen werden oder in der Arena nachhallen, in der er ein lernender interessierter Zuschauer sein soll?

Man hat seit Schillers Zeiten zwei Typen Studenten unterschieden: den

Berufsstudenten und den wissenschaftlichen Studenten. Die Wertung des Berufsstudenten, den primär nicht ein wissenschaftliches Interesse zur Universität treibt, sondern der sich dort die Werkzeuge für seinen Beruf beschaffen will, der aber auf eine persönliche Auseinandersetzung mit seiner Wissenschaft verzichtet, ist vielfach ungerecht gewesen. Man hat in ihm den Nützlichkeitskrämer, den Opportunisten, den Brotstudenten gesehen. Das ist eine ganz falsche Beurteilung. Denn der angehende Jurist, der werdende Mediziner, der Chemiker ist, wenn er zwar für seine Wissenschaft an sich nur ein mäßiges Interesse hat, aber sich auf der Universität das Rüstzeug holen will, um damit nachher in den Dienst der Gemeinschaft treten zu können, nicht weniger Idealist als der andere Typus. Eine aus lediglich theoretisch Interessierten bestehende Gemeinschaft wäre nicht nur nicht lebensfähig, sondern auch unerträglich langweilig.

Aber diese die Gleichwertigkeit der Typen anerkennende Wertung muß bei der besonderen Lage abgesprengter Volkssplitter modifiziert werden: Besteht ein akademischer Stand lediglich aus einseitigen Berufstechnikern, die wohl ihr Fach kennen, aber allen grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit der Welt aus dem Wege gehen, so muß die Verbindung zum Leben des Stammvolkes reißen. Für alle abgesprengten Volksteile muß die Forderung erhoben werden, daß das Studium für möglichst viele nicht nur der Erwerb von Berufskennntnissen, sondern Auseinandersetzung mit der Gegenwart ist. Es wird dabei nicht immer — etwa beim Zahnarzt oder Veterinär — möglich sein, daß die eigene Wissenschaft das Einfallstor zum Weltverständnis ist. Aber die Studienzzeit als solche sollte dazu da sein, die Grundlagen für eine persönliche Orientierung in der Welt zu legen, den archimedischen Punkt für die eigene geistige Existenz zu finden, wenn es auch nicht jeder soweit bringen wird, wie jener göttingische Jurist,¹⁾ der mit mäßigem Interesse sich zu seinem Referendarexamen vorbereitete, vorher aber eine erkenntnistheoretische Doktorarbeit veröffentlichte, an die eine wissenschaftliche Literatur in drei Ländern angeknüpft hat. Der Zusammenhang mit der deutschen Kulturnation hängt u. a. davon ab, daß ein maximaler Kreis aus der jungen Generation im Geiste wissenschaftlichen Studententums auf der Universität lebt und sich mit den modernen wissenschaftlichen Mitteln — sonst wird es Dilettantismus, dem hier gewiß nicht das Wort geredet werden soll — womöglich von seinem Fach ausgehend, persönlich mit der Welt auseinandersetzt.

Und hier muß meiner Meinung nach die Tatsache konstatiert werden, daß — von Ausnahmen abgesehen — der Typus des Studenten, dessen Studium von persönlichen Interessen regiert und in den Einzelheiten bestimmt wird, als Typus bei uns nicht existiert, daß zu einer wissenschaftlichen Atmosphäre innerhalb der Studentenschaft bei uns höchstens Ansätze vorhanden sind. Typisch für unseren Studenten ist vielmehr, daß er die für sein Fach besonders notwendigen Kolleges und Übungen im besten Falle regelmäßig besucht, daß er über das ihm in den

¹⁾ Wilhelm Schapp, Phänomenologie der Wahrnehmung 1. Auflage Göttingen 1910, 2. Auflage Berlin und Erlangen 1925.

Übungen Aufgetragene hinaus wenig Arbeit leistet, daß er weder von sich aus wissenschaftliche Initiative entwickelt, noch daß es ihn reizt, selbständig in ein, wenn auch noch so kleines unbekanntes Gebiet einzudringen, daß er Vorlesungen nur selten durch Studium ergänzt, daß er zu Büchern in der Regel nur greift, um sich Examenkenntnisse anzueignen. Das Kompendium, wo er alles schnell beisammen findet, nicht die Untersuchung, ist das Buch des rigischen Studenten. Es kommt gewiß vor, daß der Student in Übungen seine Meinung verfißt. Aber es kommt fast nie vor, daß er auf die wissenschaftliche Literatur zurückgreifend im Laufe eines Semesters sich gegen den Dozenten durchzusetzen sucht: der Seminar-krieg ist bei uns unbekannt. Typisch ist nicht die Einstellung: „das und das will ich wissen oder herauskriegen“, sondern das gläubige, fast schülerhafte Hinnehmen des Gebotenen. Aber die Fachgrenzen hinaus wird nur selten etwas belegt. Anläufe zu einem wissenschaftlichen Studium geraten nach den Anfangssemestern meist ins Stocken. Auf der einen Seite lebt der Student sein persönliches Leben und auf der anderen Seite läuft — in wenig innerem Zusammenhang damit — sein Studium. Es gibt kaum einen größeren Kontrast, als die gewaltige Anspannung, mit der auf dem wissenschaftlichen Kampfboden Deutschlands um eine überreiche Problematik gerungen wird, und den seelenruhigen, in der problemlosen Unschuld einer Idylle sich bewegenden rigischen Studenten.

Das ist das — natürlich wie jede Verallgemeinerung — einseitige Bild, das man als Dozent gewinnt. Ergänzen lassen sich die sich aufdrängenden Ein-drücke durch gelegentliche Nachprüfungen. Ich habe mich in der Stadtbibliothek davon überzeugt, daß die Werke von Dillthey, Sombart, Max Weber, Lagarde, Gundolf, Rudolf Otto nur von einer ganz geringen, für das Gesamtniveau gar nicht in Betracht kommenden Anzahl von Studenten nach Hause genommen worden sind. Bei den Ferienhochschulkursen oder den verkürzten Semestern des Herderinstituts konnte man zufrieden sein, wenn die Vorlesungen eines Dozenten von 20 männlichen Studenten = 5% besucht wurden. Das Interesse an national-politischen Fragen ist erfreulich gestiegen. Aber auch hier kann man Überraschungen erleben, wie eine vor einigen Semestern veranstaltete Enquete erwies.

Was sind nun die Gründe dieser seelenlosen, mechanischen Art zu studieren? Woran liegt es, daß Examensbetrieb und engherziges Fachstudium der kommenden Generation das Gepräge aufdrücken?

Es wäre meiner Meinung nach falsch, in der Hauptsache unserer Studenten-schaft selbst die Schuld an der bestehenden Lage zuzuwälzen, sondern es wirken hier offenbar eine Reihe von Ursachen zusammen. Trotz der Besserung der materiellen Verhältnisse, trotz der segensreichen Wirksamkeit der Akademischen Wirtschaftshilfe ist ein sehr großer Teil der Studentenschaft darauf angewiesen, sich seinen Lebensunterhalt ganz oder teilweise selbst zu beschaffen, ja es gibt Fälle, wo Studenten Familienglieder von ihrem Verdienst unterstützen. Die Art, wie ein großer Teil der Studentenschaft mit einer unserer Generation weit über-legenen Selbständigkeit sich wirtschaftlich durchschlägt, verdient die allergrößte

Achtung. Wer aber 8 Stunden in einer Fabrik oder 6 in einer Bank gearbeitet hat, wer von Privatstunde zu Privatstunde heht, hat, wenn er noch nebenbei Vorlesungen hört und gar noch anderen Verpflichtungen nachkommen muß, nicht die Zeit und, was noch schlimmer ist, die innere Ruhe, sich in ein wissenschaftliches Problem zu vertiefen.

Das zweite Moment, das unsere Studentenschaft in ein Examenstudium drängt, ist die Überlastung mit Pflichtarbeit durch die lettländische Hochschule, an der $\frac{3}{4}$ von ihr studieren. Die Menge der vorgeschriebenen Vorlesungen und Übungen, die Verpflichtung, sich über die in ihnen erworbenen Kenntnisse durch eine große Zahl von Examina auszuweisen, vermögen gewiß eine respectable Menge von Wissen zu vermitteln — für die wissenschaftliche Initiative der Studenten, für eine Vertiefung in die ihn interessierende Problematik, für ein Studium der wissenschaftlichen Literatur muß sich die Überlastung als Hemmnis auswirken. Wann soll denn ein Historiker, der etwa 34, ein Architekt, der etwa 70 Examina zu machen hat, der sich außerdem um seinen Unterhalt kümmern muß und nebenbei oft studentische und gesellschaftliche Verpflichtungen hat, sich eigentlich mit seiner Wissenschaft auseinandersetzen, wann soll er arbeiten — wenn das Studium der wissenschaftlichen Literatur über ein Spezialproblem oder eine eigene kleine Forschungsarbeit im Umfang einer deutschen Seminaruntersuchung mehrere Monate in Anspruch nimmt? Ist durch das Übermaß der Pflichtarbeiten der Student schon rein zeitlich in starkem Maß von jeder Eigenarbeit abgeschnitten — viel schlimmer ist noch etwas anderes: Es bildet sich im rigischen Studenten eine völlig falsche Vorstellung von Studium, von seinen Aufgaben auf der Universität heraus, es setzt sich bei ihm eine völlig verkehrte Auffassung von Wissenschaft fest, von der man beobachten kann, daß sie bereits in die deutsche Gesellschaft hinein ausstrahlt.

Wenn verweilendes Sichvertiefen in die Wissenschaft durch diese beiden Faktoren sehr erschwert wird, unmöglich wird sie — das beweisen die nicht zahlreichen Ausnahmen — noch nicht. Aber als ein weiteres Hemmnis treten die sehr geringen Anforderungen hinzu, die die deutsche Gesellschaft selber stellt und die sich in dem traditionellen Burschenideal ausdrücken, wie es sich allmählich herausgebildet hat und von den noch immer bei uns tonangebenden Korporationen gepflegt wird: ist der Student nämlich honoriger Bursch und macht er seine Examina zur Zeit, so darf er das Gefühl haben, daß er allen an ihn gestellten Anforderungen genügt hat. Das baltische traditionelle Studentenideal, für dessen Pflege übrigens manche früher vorhandenen Voraussetzungen weggefallen sind, muß in seiner erzieherischen Bedeutung als Vermittler ethischer Werte für den Einzelnen, in seiner historischen Bedeutung als unsere Gemeinschaft prägender Faktor sehr hoch eingeschätzt werden. Aber die Frage, ob es heute, wo die Zeiten des baltischen Glücks im Winkel vorüber sind, wo die Gemeinschaft am Bildungsniveau des Einzelnen interessiert ist, noch genügt, muß entschieden verneint werden. Denn es ist ein gesellschaftlich-ethisches Ideal. Nicht

nur daß es als solches für den Studenten keinen Antrieb bildet, sich mit Gegenwart und Welt auseinanderzusetzen — der unter diesem Ideal ausgebildete Lebensstil drängt den Studenten im Gegenteil davon ab und verhindert die Entstehung einer wissenschaftlichen Atmosphäre innerhalb der Studentenschaft, in die der Einzelne hineinwachsen und von der er sich tragen lassen könnte.

Dieser Umstand, daß die traditionellen Anforderungen der Gesellschaft, das überlieferte Ideal praktisch die Folge hat, unsere Jugend in die Richtung des Examenstudiums zu drängen, erklärt eine nicht von mir allein gemachte Beobachtung, nämlich, daß die wenigen männlichen Studenten mit persönlich wissenschaftlichen Interessen meist nicht Träger bekannter baltischer Namen sind, sondern aus den hinauffstrebenden Schichten oder aus Familien, die aus Rußland eingewandert sind, stammen. Auffallend groß ist ferner unter den studierenden Frauen, obgleich sie nur 10% unserer Studentenschaft ausmachen, die Zahl der nicht auf ein enges Fachstudium beschränkten. Daß eine verhältnismäßig große Anzahl von ihnen sehr stark dem persönlichen Interesse folgt und das Studium im einzelnen ihm gemäß aufbaut, hat wohl u. a. auch seinen Grund darin, daß sie naiv an die Dinge herantreten und es für sie noch keine feststehende akademische Lebensform gibt. Sollte ich also die sich aufdrängenden Beobachtungen auf eine Formel bringen, so müßte ich sagen: Aus einer je festeren Familien- oder Korporationstradition jemand herkommt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er bloßer Examenstudent ist.

Das Schlimme in unserer Lage ist, daß dem zu engen überlieferten Ideal keine andersgeartete Tradition gegenübersteht. Deutschland mit seinem System der fast unbeschränkten Lehr- und Lernfreiheit, durch das nicht so sehr Wissen vermittelt, sondern selbständige wissenschaftliche Persönlichkeiten erzogen werden sollen, besitzt hier das notwendige Korrektiv: In den meisten Universitätsdisziplinen steht dort im Mittelpunkt des Studiums das sogenannte „höhere Seminar“, ein oft korporationsähnliches Gebilde mit manchmal sehr alten Betriebstraditionen, in das der Student für drei oder vier seiner höheren Semester eintritt, in dem er wissenschaftliche Produktion ausüben lernt, in dem also Forschungsarbeit in kleinem Format von ihm verlangt wird. Wächst so wenigstens eine Anzahl Studenten durch diese Seminare in die wissenschaftliche deutsche Tradition hinein, so werden sie in ihr noch fester verwurzelt durch jene eigentümlichen, in sehr verschiedenen Formen auftretenden Kreise, in denen sich ehemalige Seminarglieder, junge Doktoren, Privatdozenten einer Disziplin treffen, wo Referate und Diskussionen stattfinden, wo man von den Neuerscheinungen seiner Wissenschaft erfährt — jene bald festeren, bald ganz losen wissenschaftlichen Vereinigungen, die die Träger der akademischen Atmosphäre sind und in denen die Kämpfe der Gegenwart ihren Widerhall finden. Auf rigischem Boden kenne ich nur Ansätze zu solchen Vereinigungen.

Spürt nun der rigische Student, daß ihm bei seinem Studium sehr Wesentliches, wenn nicht das Wesentliche fehlt? Erfreulicherweise ist ein gewisses Empfinden

dafür, daß die Gegenwart an ihm, ohne ihn zu berühren, vorüberrauscht, allerdings vorhanden. Andere Korporationen haben sich seit längerer Zeit in ihren Konventsquartieren von Herren der Gesellschaft Vorträge halten lassen. Die noch junge „Freischar“ hat einmal in der Woche ihren sogenannten Arbeitsabend, in der Akademischen Wissenschaftlichen Vereinigung findet gleichfalls allwöchentlich ein von einem Mitglied oder Dozenten gehaltenes Referat mit Diskussion statt. Aber abgesehen davon, daß es sich bei diesen jungen Vereinigungen um relativ kleine Kreise mit Außenseitencharakter handelt — so warm all diese ersten tastenden Versuche zu begrüßen und so sehr sie zu unterstützen sind, kann ich sie doch nicht höher werten wie als Symptome. Solche Vortrags- und Diskussionsabende können der Natur der Sache nach nicht mehr sein, als bloße Anregung, etwas Vereinzelt, bei dem außerdem die Gefahr des Zuleichtnehmens der Problematik, der Gewöhnung an Dilettantismus besteht, wenn sie nicht den Rückhalt an systematischer Arbeit haben und gleichsam nur deren Fortsetzung sind. Es bleiben wissenschaftliche hors d'oeuvres ohne die Hauptgerichte.

Aber jedenfalls ändern diese Versuche nichts am Gesamtbilde. Sie haben bisher die vorhandene Atmosphäre nicht umgestalten können und es droht die Gefahr, daß nun diese ihrerseits zu einer festen, den Einzelnen formenden Tradition wird. Wie den Abelfständen abzuhelfen wäre, bedürfte einer gründlichen besonderen Diskussion und kann nicht im Rahmen eines kurzen Referates erwogen werden. Aber ich glaube, daß sich unsere Gesellschaft einmal mit der Frage wird beschäftigen müssen. Denn das Problem rührt wenigstens von einer Seite her an den Sinn unserer geistigen und historischen Existenz.



Tagebuchblätter einer Orientreise

von Dr. Richard Csaki

Drei internationale Züge vermitteln von Bukarest aus den Verkehr Rumäniens mit den großen Mittelpunkten der Welt: Der Orientexpress und der Simplonexpress sind Westverbindungen, der dritte Zug läuft nach Konstantza, um dort das nach Konstantinopel—Athen—Alexandria abgehende Postschiff zu erreichen. Es ist eigentümlich: von rumänischer Seite wird alles getan, um diesen Reiseweg komfortabel zu gestalten, der Zug ist ähnlich erstklassig eingerichtet, wie die neufahrenden Rapidzüge, die Schiffe sind sauber, mit guter Verpflegung und aufmerksamer Bedienung— und doch, der Rang einer internationalen Verbindung im Sinne des westlichen Verkehrs kommt dieser Linie nicht zu, weil sie vom internationalen Reisepublikum fast gar nicht in Anspruch genommen wird. Der von jedem Orientexpress in direktem Anschluß abgekoppelte Schlafwagen Calais—Konstantza hat nach Aussage des Schaffners noch nie einen Passagier aus Westeuropa nach

Konstanza befördert, er läuft, um eben in den internationalen Fahrplänen verzeichnet zu werden, aus Prestigegründen zwischen dem Armeekanal und dem Schwarzen Meer hin und her! Dabei ist der Weg über Konstanza tatsächlich die kürzeste und bequemste europäische Route nach Konstantinopel und Kleinasien. Worin liegt dann der Mangel an europäischer Frequenz? Sollte es doch vielleicht die Scheu vor unserem als fremdenfeindlich verschrienen Lande sein, vor den Zoll-, Paß- und Meldeschereien? Der unfreundlichen Haltung mancher behördlicher Organe? Sollte nicht auch die Tatsache hereinspielen, daß man bei uns in Rumänien so etwas wie systematische Propaganda des Fremdenverkehrs noch gar nicht kennt, während z. B. Jugoslawien in weitestem Maße von Staats wegen den Fremdenverkehr begünstigt. Es mag sein, daß die gefürchteten Stürme auf dem Schwarzen Meer auch abschrecken, über die in der Presse viel mehr Schauermärchen stehen als der Wirklichkeit entspricht — jedenfalls liegt der Mangel dieser Reiseverbindung doch mehr an menschlicher Unzulänglichkeit als an den natürlichen Gegebenheiten.

* * *

Die Welt des rumänischen Staatschiffes, das wöchentlich, oft auch nur vierzehntägig über die Türkei und Griechenland nach Ägypten fährt, ist die Welt des nahen Orients und einiger Europäer, die aus irgendeinem geschäftlichen oder dienstlichen Grunde mit diesem nahen Orient zu tun haben. Der Prozentsatz derjenigen, die den sonnigen Süden, die Luft und den Marmor Griechenlands, die Schätze Tut-anch-Amons und die Pyramiden erschauen, ist verhältnismäßig klein. Diese Leute entsteigen mehr den großen Schiffen des Norddeutschen und des Lloyd Triestino, die am Galatafai von Konstantinopel anlegen und neben denen sich unser Postschiffchen trotz seines sauberen weißen Anstriches und seiner eleganten schlanken Linie recht bescheiden ausnimmt. Die Welt des rumänischen Schiffes betont die Internationalität durch das Französische: Vom Kapitän an, der sich in aufmerksamster Weise der Gäste annimmt und seine Pflichten stark auch nach der gesellschaftlichen Seite hervorkehrt, bis zur Stewardess hinunter parliert man französisch. Selbst der englische Minister, dessen Staatsflagge hoch oben am Mast weht, läßt sich zu französischer Konversation herunter, beweist aber auch ein tadelloses Deutsch und eine ebenso tadellose Kenntnis des Minderheitenproblems in Rumänien, wenn er einem Hermannstädter Sachsen auf langen Deckspaziergängen die staunenswertesten Einzelheiten seiner Beobachtungen auf Autofahrten durch Siebenbürgen erzählt... Türken aus Thrazien fahren zur Wallfahrt nach Hedschas, ein jüdischer Plantagenbesitzer aus Jerusalem hat eben ein vorteilhaftes Apfelsinengeschäft in Konstantinopel abgeschlossen, ein paar typische junge Levantiner, geschmiegelt und parfümduftend, kehren von einer mondänen Europareise heim (ab Konstantinopel und Athen spricht man von den westlichen Ländern bereits als: drüben in Europa). Recht still und bescheiden sitzen daneben zwei deutsche Firmenvertreter aus Dresden und Frankfurt, deren allmählich redseligere Berichte imposante Zahlen über ihren Geschäftsgang in Athen und Kleinasien beibringen. An der Spitze der großen

Mitteltafel im Speisesaal schart sich um den Kapitän die eigentlich rumänische Gesellschaft. Hier ist ja rumänischer Boden, die Heimatflagge weht stolz am Heck des Schiffes — es ist selbst für den Angehörigen einer kleinen Nation stolzes Gefühl, fern vom Vaterland auf hoher See ein Schiff gleicher Flagge grüßen zu können. Seefahrt und damit Entwicklungsmöglichkeiten dem Ausland, der großen Welt gegenüber tun not. Selbst kleine Staaten verspüren diesen Drang, einen Ausgangspunkt, ein Ventil ihres Lebenswillens über das alleröffnende Meer zu haben. Wieviel mehr große Weltnationen! Es ist eine unheilbare Wunde am Körper des deutschen Staates, daß er seine Stützpunkte in der Übersee verloren hat und damit das Bewußtsein der großen Weltverbundenheit, das Gefühl auch draußen über dem Ozean irgendwo mit beiden Füßen auf eigenem Boden zu stehen. Wenn man in fremden großen Häfen die Schiffe aller Nationen nebeneinander liegen sieht, so bekommt man ein organisches Gefühl dafür, warum ein großes Volk instinktiv in Kolonien und in der Ausdehnung seines Schiffsverkehrs nach einer Art Weltgeltung strebt, besonders wenn seine Grenzen eng gezogen sind. Es muß hinaus, es muß ähnlich wie Einzelwesen die Empfindung freier Luft, weiten Raumes, weiterer Zielgebung haben, sonst meint es zu ersticken!

* * *

Mein Weg war: Hermannstadt - Bukarest — Konstantinopel — Athen — Kairo. Die drei Weltsprachen: Deutsch-Französisch-Englisch schlagen auf dieser Linie in eigentümlichem Wechsel aufeinander. So wie auf dem Schiff herrscht das Französische als Sprache der Sympathie, der feinen Welt, als Sinnbild auch der europäischen Kultur und Lebensform. Das Englische ist die Sprache der Macht. Dies spürt insbesondere, wer im Hafen von Alexandria aussteigt. Zunächst in Alexandria selbst noch viele Anzeichen einer Vorherrschaft des Französischen. Auf der Bahn schon und gegen Kairo zu immer mehr das Englische in Aufschriften, Antworten der Beamten usw. Eine unbeliebte Sprache bei den Ägyptern und doch eine sehr nachdrückliche und verständliche! So wie der Engländer in Person selbst — sich mehr im Hintergrunde haltend und doch immer da, spürbar in jedem Rhythmus dieses ungeheuer bewegten Lebens, dem er dann doch die Gangart vorschreibt. Und das Deutsche? Keinen Vergleich aushaltend mit dem Ausmaß des Französischen und doch — so wie auch sonst in Südosteuropa — fortschreitend. Es kommt vor, daß der türkische Polizist oder Beamte auf eine französische Frage deutsch antwortet, in den großen Zeitungskiosken des Syntagmaplazes in Athen sieht man mehr deutsche Zeitungen und Zeitschriften als französische, wo man hinblickt tragen z. B. Verkehrsmittel wie Straßen- und Eisenbahnwagen in Kleinasien die Schilder deutscher Hersteller. Überall findet man deutsche Vereine mit regem Vereinsleben. Alteingefessen mit schönem, großem Klubhaus ist die „Teutonia“ in Konstantinopel. In seinem eigenen Konzertsaal konnte ich den etwa 40 Mann starken Chor des Vereins hören, eine glänzende Gesellschaft aus allen Berufs-kreisen war zu sehen, vielfach auch schon Familien mit stark levantinischem Ein-

schlag. Wie auch anderwärts haben die vor dem Krieg ansässigen Deutschen Eigentum und Beruf verloren, fast alles mußte sich eine neue Existenz schaffen, von der starken wirtschaftlichen Not merkt der Fremde aber – wenigstens äußerlich – doch wenig. Auch in Ägypten mußte im Wirtschaftskampf von neuem begonnen werden. Im deutschen Vereinshaus in Kairo konnte ich einen von allen Nationen dicht besuchten deutschen ägyptologischen Vortrag hören. In all den drei Hauptstädten Konstantinopel, Athen und Kairo bestehen deutsche archäologische Institute, von denen die bedeutendsten Grabungen ausgegangen sind und die eben das Fest des 100-jährigen gemeinsamen Bestehens in der Zentrale Berlin feiern konnten. Auch die deutsche Presse beginnt sich zu regen. Seit einigen Jahren arbeitet in Konstantinopel die „Türkische Post“ als Tagesorgan in wirksamer Vertretung namentlich wirtschaftlicher deutscher Interessen.

* * *

Der gemeinsame Grundton, der die besuchten Länder beherrscht, ist die in allen Lebensformen sich äußernde, hochakute Auseinandersetzung des orientalischen mit dem westeuropäisch-amerikanischen Geist. Sie tritt überall als zugespitzte Gegensätzlichkeit in Erscheinung: In der Türkei als diktatorisch-terroristische Reform Kemal Paschas, in Athen als nervös-haftender Versuch über den erhabenen Trümmern einer welterfüllenden Vergangenheit im Technisch-Baulichen und Verkehrsmäßigen es den europäischen Großstädten gleichzutun, in Ägypten als imponierende Leistung der in Europa geschulten Intelligenz (oder letzten Endes doch der Engländer?), unmittelbar neben das unerhört reiche, bunte und bewegte Volksleben mit den modernsten Mitteln ausgerüstete Stadtorganismen hinzustellen, die wie besonders Kairo gerade durch diese doch organisch wirkende Gegensätzlichkeit einen überwältigenden Eindruck machen.

* * *

Kemal Pascha und die Kräfte, die hinter ihm stehen, gehen mit einer von jeder Tradition sich lösenden Unbekümmertheit zu Werke, die zunächst Bewunderung erregen könnte. Du kannst als Europäer heute die Straßenschilder, öffentlichen Aufschriften, Zeitungen, Bücher (soweit wohl überhaupt schon welche da sind) in der befohlenen Antiquaschrift mühelos entziffern als der arme Türke selbst, der im ganzen türkischen Staate keinen einzigen Buchstaben in der alten Schrift mehr sieht und bis zum 42. Lebensjahre wieder die Schulbank drücken muß, um mühselig zum Verständnis dieser über ihn hereinbrechenden Neuen Welt gebracht zu werden. Der über 42 Jahre ist, hat im Reiche Kemals wohl nicht mehr viel Lebensberechtigung und die Frauen wollen doch nicht für über 42-jährig gehalten werden und deshalb laufen sie scharenweise bis ins Greisenalter hinein zur Schule!

Doch wesentlichler als diese tragikomische ist diejenige Seite der Sache, die in uns ein tragisches Gefühl erwecken könnte. Die heutige Türkei scheint uns entseelt, entgeistert. Wir, die wir als Studienreisende im Orient doch mehr nur die Fassade des eigentlich menschlichen Lebens sehen, empfinden durch die Außerlichkeiten

hindurch vielleicht doch etwas vom Wesen der Dinge. Die Schrift ist abgeschafft, der Feß verboten, die Klöster der heulenden und tanzenden Derwische sind öd und leer und verfallen. Das früher so bunte und anziehende Volksleben ist weg. Die Türken haben europäische Kleider angezogen, die ihnen nicht sitzen. Dieses Umziehen und nicht Passen geht natürlich viel tiefer. Remal hat mit der brutalen Europäisierung sicher dem volkstümlichen Leben, den religiösen Traditionen seiner Nation an die Wurzel gegriffen. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Entkleidung der Bodenständigkeit eines Volkstums und die allzurache Überführung in das fremde Gewand europäischer Zivilisation nicht einen Eingriff bedeutet, der schwere Schädigungen der Volksseele und schwere Reaktionen nach sich zieht. Man könnte sich jedenfalls einen organischeren Vorgang denken, der die Türkei zu einem gesunden modernen Staatswesen macht, aber nur auf dem Boden des Gewordenen, Wurzelechten.

* * *

Welch unvergleichlich harmonischeres Bild des Gesamtlebens in Agypten. (Ein Bild freilich, an dessen Horizont ewig das englische Bombengeschwader schwebt.)

Konstantinopel — nicht nur landschaftlich, sondern auch weltwirtschaftlich am Angelpunkt Asiens und Europas unerhört günstig gelegen — ist tot. Rußlands Steppen sind kein Gebiet mehr weder der Einfuhr noch der Ausfuhr. Unsere kurze rumänische und die bulgarische Küste können nicht mehr den Wald von Schiffsmasten schicken, die früher unter dem Glanze der Moscheen das Goldene Horn bevölkerten. Konstantinopel ist auch tot, weil sich der Türke von dem kleinen Zipfel europäischen Bodens, der ihm noch verblieben ist, nach Asien zurückgezogen hat. Alexandria aber und Kairo leben noch in dem ganzen bunten Glanz des Morgenlandes. Hier ist der Angelpunkt Asiens und Afrikas noch wie vor 4000 Jahren. Es ist nicht mehr das Volk der Pharaonen, das Volk der Leistungen eines Tut-anch-Amongraves mit dem unbegreiflich hohen und unermeßlich reichen Schätzen einer Künstlerschar, vor denen wir fassungslos stehen. Es ist nicht mehr das Volk der Pyramiden, die so eigen- und einzigartig auf uns wirken, daß wir, ehrlich gestanden, in unserer inneren Auseinandersetzung mit ihnen für uns schwer eine Lösung finden können. Das niedere Volk ist — wenigstens für uns als wenige Tage reisende Europäer — ein Volk der Fremdenindustrie geworden, der Bettler, die vom geistigen Reichtum jahrtausendealter Ahnen Brosamen in Form des Bakschisch verzehren. Und doch genau wie in der Pharaonenzeit lastet eine Meisterhand auf dem Tal des Nil. Wie fabelhaft versteht der Engländer auch hier nicht nur zu herrschen, sondern unvermerkt zu schaffen und aus dem Lande das zu machen, wozu es durch die Eigenart seiner Lage bestimmt und durch die Unfähigkeit der Epigonen nicht gemacht wurde. Unbeliebt, wohl auch gehaßt, aber unentbehrlich, das ist sein Geheimnis.

* * *

Wer als Deutscher den Nahen Osten bereist, wird nachdenklich. Wie weit sind wir neben den anderen großen Nationen noch davon, mit derselben Selbstverständlichkeit wie Engländer und Franzosen Weltvolf zu sein. Und doch fühlen wir, daß unsere Lage im gepreßten europäischen Raum, unser Können, unsere Bestimmung auch dahin drängt. Wir, die wir im besonderen als Deutsche in Rumänien auf halbem Wege an der Scheide zwischen Orient und Okzident stehen, müssen in weiter Zukunft unser Ziel als eines Brückenkopfes über die See nach diesen Gebieten sehen. Was einmal war, daß unsere Kaufleute aus Kleinasien wertvolle Waren, Teppiche und Schmuck nach Hause brachten und nach Nürnberg und Augsburg verhandelten, muß und wird — in anderen Formen — wiederkehren. Erwachend merken wir, wenn wir nach langer Fahrt wieder heimischen Boden betreten, wieviel Lebensbeziehungen unsere Vergangenheit mit diesem nahen Osten hatte. Nicht nur daß man im Museum von Konstantinopel Schmuck und Keramiken sieht, die echte Verwandtschaft mit siebenbürgisch-sächsischer Kunst aufweisen; nicht nur, daß drüben in Anatolien das Zugvieh genau so eingespannt ist und mit denselben Zurufen, in derselben Sonart angefeuert wird wie bei uns in Siebenbürgen — wir verspüren auch innerlich etwas davon, daß wir ja nicht nur Westländer sind, sondern daß unser durch die dauernde Verteidigung geschärftest Auge jahrhundertlang nach dem Osten gerichtet war. Wir haben zum mindesten schärfere Organe für das Leben des Orients erworben. Wie unser Himmel uns oft etwas Verwandteres mit der klaren, silberumspinnenen Bläue der griechischen Welt zu haben scheint, als mit dem nordischen Horizont, so ist auch unser innerstes Leben irgendwie näher gerückt an die Dinge, die in Konstantinopel sind oder — in Folge der kräftigen Retouche Remals — einst waren.

Rundschau

Der zehnte Deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt

In den zehn Hochschulkursen, die das Deutsche Kulturamt in Hermannstadt dem Deutschtum Rumäniens seit dem Weltkrieg geboten hat, spiegelt sich zugleich auch etwas von der geistigen Entwicklung unseres engeren Volkstums, aber auch des großen Deutschtumgedankens wider. Der Pionierzug des deutschen Hochschullehrers nach der Diaspora, die Wirkung des wissenschaftlichen Vortrages als Propagandamittel für deutsches Ansehen im Auslande, die bindende Kraft solcher geistiger Hochfeste unter den auslanddeutschen Führern selbst — all das und vieles andere ist uns heute schon selbstverständliches Mittel unserer Kulturarbeit geworden, heute bei der zehnjährigen Jubelfeier aber besinnen wir uns darauf, daß ja auch dieses Gebiet unserer Tätigkeit in seiner Methode, seiner organisatorischen Durch-

dringung usw. erst mühsam erarbeitet werden mußte. Voll freudiger Genugtuung können wir heute feststellen, daß fast in allen deutschen Außenbezirken die Hochschulwoche in irgendeiner den besondern Bedürfnissen angepaßten Form schon Selbstverständlichkeit geworden ist.

Der zehnte deutsche Hochschulkurs in Hermannstadt, der vom 28. August bis zum 8. September abgehalten wird, erhält eine entsprechend festliche Note schon durch das übergeordnete Thema: Nationalitätenkunde und durch die Teilnahme derjenigen deutschen Hochschullehrer, die sich um die deutsche Minderheitenfrage auf wissenschaftlichem Gebiete besonders verdient gemacht haben.

Die ostdeutsche Kulturwoche in Reichenberg

Die diesjährige Kulturwoche wird als Fortbildungswoche für Lehrer der Erdkunde, Geschichte und Deutschkunde an den niederen und höheren Schulen bestimmt. Im wesentlichen werden die Themen der Vortragenden sich auf Geschichte und Bevölkerungsfragen des Ostdeutschen Volksbodens beziehen, also auch das nordöstliche und südöstliche Auslandsdeutschtum Europas behandeln. Es ist ein eigenartiges und erfreuliches Zeichen der Entwicklung des deutschen Volksgedankens, daß immer mehr auch die östlicheren Gebiete der geschlossenen deutschen Lande aktiv in die allgemeine Deutschumsarbeit eintreten. Es sei daran erinnert, daß der Deutsche Schulverein Südmark in Wien vom österreichischen Boden her regelmäßig fruchtbare Zusammenkünfte der deutschen Auslandsführer des Südostens gestaltet. Nun wendet sich auch das Sudetendeutschtum mit seiner Kulturwoche den ostdeutschen Siedlungs- und Kulturgebieten zu und erweitert dadurch die Problemwelt seines eigenen Raumes. So können die Brücken des Verstehens leichter geschlagen werden, denn die deutschen Grenzmarken sind ja die naturgegebenen Mittler zwischen den binnendeutschen und dem auslandsdeutschen Wesen.

Das D. D. U. = Treffen in Kiel

Zum großen Treffen des deutschen Volkes aller reichsdeutschen und österreichischen Länder, aller ausländischen Gebiete, wo Deutsche wohnen, war in diesem Jahre die Hafenstadt Kiel ausersehen. Getreu seinem Plane, die Tagungen abwechselnd in den verschiedenen Gauen des geschlossenen deutschen und österreichischen Gebietes abzuhalten, ist der Verein für das Deutschtum im Auslande diesmal einer der Einladungen gefolgt, die von der Wasserfront vorlagen, da diesmal die Lage des Deutschtums in der Nordmark im Vordergrund seiner Arbeiten steht.

Deutsche Jugend aus allen Heimatgebieten des Reiches und Österreich hat sich mit Jugendvertretungen des Auslandsdeutschtums zu festlichen Rundgebungen, Aufführungen, Bühnenspielen, Sportwettkämpfen, Gesangsdarbietungen, Rundfahrten und Wanderungen getroffen. An Arbeitsitzungen und

Vortragsveranstaltungen seien erwähnt die Verwaltungssitzungen des Vereins, die Frauentagung, eine Pressevertretertagung im Institut für Weltwirtschaft, ein Schleswig-Holstein-Abend, eine Studententagung, eine Massenfundgebung der Jugend in der Nord-Ostseehalle, Vertretertagungen der akademischen Ortsgruppen und der Jugendgruppen, berufsständische Tagungen wie Arbeitertagung, Handwerkerertagung, kaufmännische Tagung und Bauerntagung, eine Tagung der Turn- und Sportverbände, sowie geschlossene Sonderbesprechungen verschiedener Art. Begrüßungsansprachen waren zugeordnet Dr. Keller-Kiel, Vorsitzender des Landesverbandes Schleswig-Holstein, Oberbürgermeister Dr. Lueken-Kiel, Oberpräsident Kürbis-Kiel, Landeshauptmann Pahlke-Kiel und an Rednern weiterhin u. a. vorgesehen: Oberschulrat Dr. Ebert-Schleswig, Chefredakteur Schröder, Flensburg, Abg. Dr. Schmidt-Wodder, Stadtpfarrer Müller-Hermannstadt, Vater Sonntag-Bufowina, Univ.-Prof. Dr. Hartung-Berlin, Präsident Dr. Walter von Molo, Ehrenobermeister Plate-Hannover, Probst Hübbe (Brasilien), Dir. Treut (Neuhork).

Ihren Höhepunkt fanden die Festfundgebungen in der Morgenfeier in der Wiecker Bucht und in einem Festzug, der in eine Volksfestwiese ausmündete. Es war, das stand schon nach der Zahl der Anmeldungen bereits fest, wieder ein ganz großes Volkstreffen, wie nur der Verein für das Deutschtum im Auslande es mobil zu machen in der Lage ist. Die Jugend, die im vergangenen Jahre auf die Alpenhöhen des Salzkammergutes ausgeschwärmt war, kam diesmal an der norddeutschen Küste reichlich auf ihre Kosten. Während sie ihre jauchzenden Feste feierte, ward aber in den zahlreichen Ausschufstagen sehr ernste Arbeit geleistet.

Die Arbeit, die der V. D. U. leistet, und zwar mit einem Minimum an Verwaltungskosten leistet, darf in vieler Beziehung als mustergültig bezeichnet werden. Dennoch hat der Verein noch immer mit einer Fülle von Vorurteilen in weiten Kreisen der Volksgenossen zu kämpfen. Diese Angriffe im eigenen Vaterland fallen aber nur darum ins Gewicht, weil sie die sachliche Arbeit im Auslande noch mehr erschweren.

Der V. D. U. kann demgegenüber nur seinen bisherigen Weg unbeirrt fortsetzen: Er muß sich frei halten von jeder parteipolitischen Bindung, um ein Verein zu bleiben, dem beizutreten jeder Deutsche als Ehrensache anerkennen muß. Nach außen darf er nirgends in die politischen Verhältnisse der Staatsvölker eingreifen, sondern muß sich, wie bisher, auf den rein kulturellen Minderheitenschutz beschränken. Gelingt ihm das fortschreitend in dem bisherigen Maße, dann erfüllt er seine Aufgabe vollkommen. Noch sind einzelne Länder weit davon entfernt, diese neutralen Kulturleistungen anzuerkennen oder gar Dank für sie zu wissen. Noch ist es undenkbar, daß ein Südtiroler oder Elsässer sein Bekenntnis zur V. D. U.-Arbeit offen ablegen darf. Aber jede bisherige Tagung hat einen Fortschritt zu dem Ziele buchen können, das große Volkstumswahrzeichen aufzurichten, zu dem jeder, der deutschen Blutes ist, aufblicken darf, in welches Staats-Vaterland ihn auch das Schicksal verschlagen

hat. Daß es diesmal gelingen möge, die Lage der Deutschen in einigen Staaten erträglicher zu machen, wo ihnen selbst die eigene Sprache der Schule verweigert und die Sprache des Gebetes verboten wird, war der Wunsch für die Pfingsttagung der V. D. U. in Kiel.

Ganz Kiel hatte sich in ein strahlendes Feiertagsgewand gekleidet; alle Straßen waren mit Fahnen, Wimpeln und grünen Gewinden überspannt und hoch flatterten im Seewind, der nach der Regennacht den Himmel über der Förde strahlend blau gefegt hat, an einem Walde von Masten die Fahnen aller deutschen Stämme und Länder.

Ganz Deutschland war über Nacht in Kiel eingekehrt. Seit Tagen rollten unablässig die Sonderzüge mit den Schulgruppen heran, jauchzend von den schleswig-holsteinischen Verbänden bei der Ankunft begrüßt, besonders herzlich in Empfang genommen, wenn die Zuwanderer aus weiter Ferne, aus Österreich, Bayern, Baden oder aus den bedrängten abgetrennten Gebieten, aus Nord-schleswig, Danzig, Oberschlesien, dem Saarland oder erst gar aus Siebenbürgen und den baltischen Randstaaten kamen.

Heil-Rufe in allen Mundarten und Abtönungen begleiteten die ankommenden Scharen, die mit ihren blauen Wimpeln unter Gesang und zum Teil mit eigenen Schülerkapellen durch die Hauptstraßen nach den Massenquartieren zogen und hinaus nach dem Sportplatz an der Eckernförder Chaussee, wo sich junge Deutsche aus ganz Europa im Kampf- und Wettspiel messen wollten.

So werden diese Pfingsttagungen des Vereines für das Deutschtum im Auslande immer mehr so etwas wie ein gesamtdeutsches Fest und nicht mit Unrecht hat man sie mit den Olympischen Spielen der Griechen verglichen.

Zehn Jahre Schutzbundarbeit

Zur Salzburger Maitagung

Heller Sonnenschein strahlte über dem Salzburger Land, als der Deutsche Schutzbund seine Jubiläumstagung eröffnete. Aus allen Teilen des Deutschen Reiches, auch Deutsch-Österreich, den Grenzmarken und den losgerissenen Gebieten waren die Vertreter des Deutschtums in großer Zahl herbeigeeilt, um an den Beratungen teilzunehmen.

Aber das, was der Bund wollte, und in den 10 Jahren konnte, hören wir am besten den berufenen Dr. Werner Wirths:

In den letzten Maitagen des Jahres 1919 wurde der Deutsche Schutzbund gegründet. Die Einzelheiten der Friedensdiktate, die schweren Gefahren, die dem deutschen Volkstum drohten, wurden damals bekannt. Männer von den Grenzen des Reiches kamen zusammen, unter dem Eindruck, daß nach dem Zusammenbruch der Staatsmacht und der mit Gewißheit zu erwartenden Abtrennung bedeutender Teile des deutschen Volkstums neue Grundlagen und Mittel zur Selbst-

behauptung gefunden werden müßten. Daß in dem Maße, wie die äußeren Machtmittel des Staates abnahmen, die inneren Kräfte des Volkstums, der Wille zur Selbsthilfe gestärkt werden müßten. Aber auch Menschen von Draußen fanden sich ein: Rußlanddeutsche, Deutsche aus dem Sudetenland, aus Österreich, das sich in den Novembertagen 1918 als einen Bestandteil des Reiches erklärt hatte und über dessen Selbstbestimmungsrecht das Diktat von St. Germain brutal hinwegschritt. Vereinheitlichung der Kräfte tat not! Nicht nur im Reiche, nein, des gesamtdeutschen Volkes, von dem Millionen nicht im Reiche gelebt hatten, aber nun zum Reiche zurückstrebten oder als volksbewußte Gruppen in der Verstreung sich zum großen deutschen Volke bekannten. In der Zeit schwerster Not und äußerer Knechtschaft wurden die inneren Fesseln eines verengten Staatsdenkens gesprengt, vollzog sich die Wiedergeburt des großdeutschen Gedankens.

Unmittelbarer Ausdruck der volksdeutschen Bewegung ist, als Verbandskartell von 120 Verbänden, der Schutzbund. Als Zentralkstelle vereinheitlicht er die Arbeit der ihm angeschlossenen Körperschaften, gleicht er sie den höheren Gesichtspunkten an.

Der Schutzbund ist kein Verein mit Einzelmitgliedern. Die Wirkung seiner Arbeit ist mittelbar, und nur einmal im Jahre tritt er mit seiner Pfingsttagung über diese selbstgezogene Grenze hinaus, bekennt er nach außen die Schicksalsverbundenheit des Gesamtdeutschtums. Diese Tagungen, welche zunächst überhaupt die einzigen Möglichkeiten zu gemeinsamem Erfahrungsaustausch boten, haben für die Entwicklung der volksdeutschen Bewegung schon traditionelle Bedeutung gewonnen; ihr Wert für das Gesamtdeutschtum braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Ein halbes Jahr nach jener Abstimmung in Kärnten erschien der Schutzbund zum ersten Male auf österreichischem Boden. Was in Klagenfurt begann, wurde in Allenstein und Marienburg, in Flensburg und Graz, in Beuthen, Münster, Regensburg und Essen fortgesetzt, gemäß der großen Idee des Schutzbundes „den Rohstoff, die Substanz des kommenden großdeutschen Staates, die Träger seiner Idee zu erhalten und zu formen“. Diesem Ziel diente auch die zehnte Bundestagung, die zu Pfingsten dieses Jahres wieder in Österreich, in Salzburg, stattfand.

Reichhaltig war das vorgesehene Programm.

Der verdienstvolle Vorsitzende des Deutschen Schutzbundes, Ministerialdirektor Götz, gab in seiner Begrüßungsansprache einen Überblick über die Geschichte des Deutschen Schutzbundes, die zugleich, wie es in der Festschrift heißt, ein Jahrzehnt gesamtdeutscher Ohnmacht, staatlicher Zerteilung, volllicher Verfolgung und schweren Ringens um den Bestand und die geistige Einheit widerspiegelt. Wenn auch die äußeren Erfolge volksdeutscher Arbeit infolge der Machtverhältnisse gering waren, so darf man doch feststellen, daß geistige Kräfte durch die Schutzbundarbeit wachgerufen wurden. Das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen läßt sich nicht mehr aufhalten. Die große Aufgabe, die der Schutzbund sich gestellt hat, ist die Vereinheitlichung der Anschauungen des Grenz-

und Auslandsdeutschtums in volllicher, wirtschaftlicher und kulturpolitischer Beziehung. Die Arbeit, die der Schutzbund zu leisten hatte, war um so schwerer, als sich die politische Lage nicht gebessert hat.

Im Namen des Landes Salzburg hieß der Landeshauptmann die Teilnehmer eherzlich willkommen. Sodann begrüßte der Bürgermeister der Stadt den Schutzbund in der herzlichsten Weise. Nur mit Zusammenarbeit aller Kräfte werde es gelingen, den Versuchen, Deutschland zu unterdrücken und weiter zu zerstückeln, wirksam entgegenzutreten.

Nach weiteren Begrüßungsansprachen hielt Dr. Friedrich König den Festvortrag: „Von der Schutzbundarbeit zur volksdeutschen Arbeit.“ Der Deutsche Schutzbund werde den Weg für eine neue deutsche Auffassung von Volkspersönlichkeit, Volkstum und Volksgeist frei machen. Wir wissen, daß wir heute deutsche Staatsbürger in 21 Staaten Europas sind, wir wollen heute die engste Zusammenarbeit aller dieser Deutschen, um die großen Fragen befriedigend zu lösen. Wie wir von der Gesamtkultur der Deutschen redeten, so müßten wir auch von einer Gesamtvolkswirtschaft der Deutschen reden und auch die deutsche Wirtschaft müßte sich um des gesamten deutschen Volkes willen und um ihrer selbst willen in den Dienst der deutschen Volksache stellen.

Einen großen Aufgabenkreis hat sich der Deutsche Schutzbund gestellt, aber die Tatsache, daß die Mitgliederversammlung ihrem Vorstand einmütig das volle Vertrauen aussprach und in einer öffentlichen Erklärung feststellte, daß die alten Programmpunkte die Richtlinien des Schutzbundes bleiben sollen, sind Gewähr dafür, daß die Arbeit auch in Zukunft gut fortgesetzt werden wird. Abends fand im Festsaal des Festspielhauses ein großer Empfang durch Stadt und Land Salzburg statt.



Bücherschau

Deutsch-ungarische Heimatblätter. Vierteljahrsschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen. Herausgegeben von Dr. Jakob Bleyer, Professor an der Universität Budapest. Schriftleitung Dr. phil. Franz Basch 1. Jahrgang, Heft 2. Verlag des „Sonntagsblattes“ Budapest VI. Einzelnummer 1 M.

Über diese Zeitschrift haben wir anlässlich ihrer Gründung in Nr. 4 des laufenden Jahrgangs im „Ostland“ eingehend berichtet. Wir dürfen an dort Gesagtes anschließen. Auch dieses zweite Heft entspricht in jeder Beziehung dem hohen und schönen Programm seines Herausgebers, wie er es im Vorwort zur ersten Nummer bekannt gab. Ein Beitrag des Szegegener Universitätsprofessors Dr. Heinrich Schmidt, an der Spitze des Heftes behandelt das Thema: „Was uns die Kirchenbücher erzählen“, wobei im besonderen die Siedlungsgeschichte der Banater Gemeinde Jahrmarkt eingehend dargestellt wird. Hierauf spricht Privatdozent Dr. Konrad Schöneman-Berlin über „Ungarn in der Missions- und Kirchenpolitik der sächsischen Kaiser“ und Privatdozent Dr. Bela von Pufánszky-Budapest widmet den Beziehungen zwischen „Lessing und Franz

von Kazinczy“ eine wertvolle Studie. Der bekannte Forscher, Universitäts-Professor Dr. Richard Huß-Debreceen schließt seine Abhandlung „Zur Banater Ansiedlungsfrage“ in diesem Heft ab und Mittelschuldirektor Dr. Friedrich Lám-Raab eröffnet eine Untersuchung über „Die Schauspielerin Christine Enghaus, spätere Gattin Friedrich Hebbels, in Raab“. Wir haben hier nur die Hauptaufsätze auch nur der Sache nach andeuten können. In seinen anderen Abteilungen: „Mitteilungen“, „Verschiedenes“ und „Schrifttum“ ist aber noch eine solche Fülle von wertvollem Material dargeboten, daß es unmöglich ist, diese Schätze auch nur andeutungsweise aufzuzeigen. Man muß die Zeitschrift selbst zur Hand nehmen, wenn man sich über das Deutschtum in Kumpfungarn eine irgendwie begründete Kenntnis verschaffen will.

Das Auslandsdeutschtum als Kulturfrage. Von D Dr. Georg Schreiber, o. Professor an der Universität Münster. (Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 17/18.) XII und 320 S. Geheftet 8 30 Mk., gebunden 9 60 Mk.

Um die gleiche Zeit, da Deutschland 1929 die Aussprache über das Minderheitenproblem vor das große Forum des Völkerbundes bringt, erscheint ein Werk, das bestimmt ist, den ganzen Fragenkreis des Auslandsdeutschtums einer eingehenden und lichtvollen Klärung zu unterziehen. Die Arbeit Georg Schreibers, des bekannten deutschen Kulturpolitikers und Historikers, verdient deshalb vor allem hohe Anerkennung, weil hier erstmalig die vielen Einzelheiten der auslandsdeutschen Bewegung und des Schrifttums in große Zusammenhänge gebracht und besonders nach der bisher wenig beachteten kulturellen Seite des Auslandsdeutschtums erörtert werden. Das Los der Volksgenossen draußen wird hier nicht bloß zum nationalen Schicksal, sondern auch zum Prüffeld europäischer Gesinnung und Gefittung. — Nach den einleitenden Abschnitten geht der Verfasser an die Fundamentierung des ganzen Problems, um zu einer sehr bemerkenswerten Aussprache über die Minderheiten zu gelangen. Die Einbeziehung des naturrechtlichen Gedankens als Grundlage für die Anerkennung eines volklichen und kulturellen Existenzminimums ist für die Beantwortung solcher Fragen ebenso wertvoll, wie der Hinweis auf die unzerreißbaren Zusammenhänge zwischen Menschenrecht, Völkerrecht und Christentum, die ganz allgemein eine minderheitenfreundliche Wirkung auslösen. Allerdings wird alles den Minderheiten günstige Interesse sich darauf besinnen müssen, dem Staat sittliche Aufgaben zuzuerkennen. Ein Nur-Machtkult ist minderheitenfeindlich. Neben dem Staatsbegriff steht der Volkstumsgedanke als eine verbundene und doch wiederum als eine selbständige Größe, weil er dazu bestimmt ist, einen weiteren Grund für die vollstliche Erhaltung der Minderheiten zu geben. Die gut begründete Auffassung einer seelisch-kulturellen Gemeinschaft zwischen dem Auslandsdeutschtum und dem Mutterland erweitert sich zu der allgemeineren und wertvollen Feststellung, daß eine Befriedung der Minderheiten und eine Mindestachtung vor jedem Volkstum zu einer der größten Kulturaufgaben gehört, die die Menschheit von heute und morgen zu lösen hat.

Baron Wilhelm Wrangel: Geschichte des Baltenregiments. Verlag F. Wasmann, Reval 1928.

Diese eingehende, mit Kartenbeilagen versehene Schrift schildert das Deutschtum im Kampfe gegen den Bolschewismus 1918—1920. Das Buch wendet sich zunächst an die Frontteilnehmer - jener Kämpfe selbst, um ihnen die großen Zusammenhänge, die ihm im Einzelkampfe wenig klar wurden, zum Bewußtsein zu bringen. „Daneben aber wendet es sich auch an zeitliche wie räumliche Fernerstehende; vor allem sollen kommende Generationen sich ein Bild darüber machen können, wie ihre Vorgänger sich zu den großen Umwälzungen ihrer Zeit gestellt haben; dem Nicht-Balten endlich,

der sich für die Vorgänge im Nordosten Europas interessiert, soll dieses Buch eine bisher noch wenig beleuchtete Episode europäischer Geschichte näher bringen, die nicht ohne Bedeutung gewesen ist.“

Volk und Reich, Politische Monatshefte. Herausgegeben von Friedrich Heiß-Berlin. Im Selbstverlage der Mittelstelle für Jugendgrenzlandarbeit (Friedrich Heiß-Berlin W. 30). Druck: Griefmayerische Druckerei, Neuburg a. Donau. Erscheint monatlich. Preis im Vierteljahr einschließlich Zustellung 4 Mk.

Mit dem mir gegenwärtig vorliegenden Saarheft schließt „Volk und Reich“ den vierten Jahrgang. Nach der Absicht des überaus rührigen Herausgebers galt es, eingehend und umfassend dieses gefährdete deutsche Westgebiet darzustellen, grundlegende Kenntnisse zu vermitteln und damit die über kurz oder lang einzusetzende Vorarbeit für die Saarabstimmung vorzubereiten. 20 Mitarbeiter aus den Kreisen der besten Kenner der Materie, zählt dieses einhundertundfünf Seiten starke Heft, und man kann mit Fug und Recht sagen, daß hier in der Tat das Thema nach jeder Richtung hin erschöpfend behandelt wurde. Geopolitisch, nach der Frage der deutschfranzösischen Auseinandersetzung und des Versailler Vertrages, verwaltungstechnisch, wirtschaftsaufbaulich, in den wirtschafts- und nationalpolitischen Bestrebungen Frankreichs im Kampf um den Warndt und ihre Rückwirkungen auf den Saarbergbau, nach der zollpolitischen Abschnürung des Saargebietes vom Deutschen Reich und dem französischen Wirtschaftsinteresse an dieser Zollabschnürung, durch eine Charakteristik der Saarbergleute, der sozialpolitischen Rückständigkeit des Saargebietes im Vergleich zum Deutschen Reich, der Volksabstimmung im Saargebiet, der französischen Schulpolitik im Saargebiet, der Baukunst, der Jugendarbeit an der Saar sowie der neuen kulturellen Bestrebungen wird diese erschöpfende Behandlung erreicht. Und hieran schließen sich außerdem noch die üblichen Abteilungen dieser wirklich groß angelegten Zeitschrift: „Der Leser“, Professor Dr. Haushofers „Weltpolitische Umschau“ und die „Briefe von der südlichen Volksgrenze“. — Eine Buchzusammenstellung für das Gebiet wird der fünfte Jahrgang bringen, der die Westarbeit fortsetzen wird. Als erstes Heft dieser Reihe erscheint die Aachen-Bearbeitung. Hefte über Eifel und Hundsrück, Eupen-Malmedy, zwei Hollandhefte sollen folgen, daneben aber die Ostarbeit nicht vernachlässigt werden. — Ein schönes und nachahmenswertes Arbeitsprogramm!



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Eduard Engel: Griechische Frühlingstage. Eine Reiseerzählung. Vierte Auflage mit 16 Bildern. Haupt und Hammon-Verlag, Radebeul bei Dresden. Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. 1928. In Ganzleinen 4'80 Mk. 8°. 380 Seiten.

Seit Jahren vollständig vergriffen, wird diese neuverbesserte Auflage zweifellos allen denen eine Freude sein, die für eine Reise nach Griechenland neben dem bewährten Bädeler noch einen literarischen Begleiter wünschen. Besonders auch zu der unerläßlichen geistigen Vorbereitung auf eine solche Reise sind Eduard Engels „Griechische Frühlingstage“ noch immer das geradezu klassische Buch.“ Dies hat einst bald nach dem ersten Erscheinen des Werkes kein Geringerer als Friedrich W i c h e r, ein Kenner des neuen Griechenlands, in einem besonderen großen Aufsatz bezeugt, den er noch selbst in die neue Folge seiner berühmten „Kritischen Gänge“ aufnehmen konnte. Das grie-

hische Volk hat Eduard Engels „Griechische Frühlingstage“ mit der höchsten Ehrung bedacht, die es zu vergeben hat: dem ersten Preis der Dikonomos-Stiftung „für das beste Werk über Griechenland“. Die freudige Aufnahme, die Engels' schönes Buch, ein rechtes Lesebuch für gebildete Menschen und Reisende, gleich bei seinem Erscheinen gefunden, ist ihm durch die Jahre treu geblieben. Das Urteil jener Stiftung ist von der deutschen Leserschaft und von der einiger anderer Länder bekräftigt worden, in deren Sprachen es übersetzt ist: die „Griechischen Frühlingstage“ von Eduard Engel kann man noch heute das beste Buch über Neugriechenland — Erde, Meer und Menschen — nennen, um so mehr, als der Verfasser durch eine sorgfältige Überarbeitung erreicht hat, daß sein Werk auf die Höhe sprachkünstlerischer Form gehoben wurde, die seinen bekannten strengen Forderungen an edle, reine Sprache genügt. Das Buch ist auf holzfreies Papier gedruckt.

Lóth Tihamér: Bildung des jungen Menschen. (Wachstum und Gestalt. Bücher der Lebenserfassung für den jungen Menschen. I. Band.) 8^o 170 S. Freiburg 1927. Herder. Kartoniert 3'40 Mf., gebunden 4'20 Mf.

Lóth, Universitätsprofessor in Budapest, hat sich in seinen Schriften als ein wertvoller Jugendführer erwiesen. Das beste, was bis jetzt in unsere Sprache übersetzt wurde, ist das Werk „Keine Jugendreise“, eine vorzügliche Anleitung zur Reinheit. Es war ein Wagnis, daß der Herder'sche Verlag ein anderes Werk übersetzen und herausgeben ließ, das nicht eine so allgemein menschliche Frage behandelt wie den Kampf des jungen Menschen um seine innere Kraft. Und doch ist dank der verständnisvollen Überarbeitung ein Buch entstanden, das wir im Interesse der Jugend von Herzen begrüßen. Wenn es auch nicht aus dem einheitlichen Geist unserer neuen deutschen Jugend geschrieben ist, so enthält es doch eine solche Menge von Anregungen und Gedanken, daß wir es jedem Erzieher, besonders den Schülern der oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten und den ersten Semestern der Universität dringend empfehlen. Fast auf jeder Seite finden sich Bemerkungen, die aus großer Lebenskenntnis und feinsten Beobachtung geboren, gerade den jungen Menschen von 17 bis 22 Jahren Mittel und Wege geben, im Verkehr mit der Umwelt, in der Sorge für eine gesunde Lebensweise, in seinem Studium, in seiner Berufswahl und Berufsauffassung wahrhaft gebildet zu sein. Das Werk erscheint als erstes einer Trilogie unter dem Sammeltitel „Wachstum und Gestalt“. Es werden von demselben Verfasser noch zwei Werke folgen: „Charakter“ und „Das religiöse Leben“.

Dr. Erich Janke-Berlin: Das moderne Buch der weiblichen Berufe. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachverbände herausgegeben. Eingeleitet von Dr. Lilly Hauff, Direktorin des Lettevereins in Berlin (Köhlers' Berufsbücher). Minden in Westfalen. Druck und Verlag von Wilhelm Köhler, 1928. 288 S. 8^o.

Die Zusammenstellung der wichtigsten Frauenberufe, wie sie in dem ausgezeichneten Handbüchlein geschildert werden, soll dem jungen Mädchen eine Übersicht geben, was für Berufe im wesentlichen für sein Leben in Betracht kommen. Offenbar mit bewußter Absicht wurde die zwanglose Form der Einzeldarstellungen durch möglichst viele Verfasser und Verfasserinnen gewählt, die den besprochenen Berufen teils selbst angehören, teils als leitende Persönlichkeiten der großen Berufsverbände über die behandelten Berufe genau Bescheid wissen. Die zahlreichen Bilder aus dem Berufsleben der Frau werden dazu dienen, wirkliche Anschauung zu verbreiten, denn die Vorstellung, die manches junge Wesen sich von seinem künftigen Berufe macht, mag in vielen Fällen den Tatsachen nicht entsprechen. Gleichwohl hat das heranwachsende Mädchen Anspruch auf eine solide berufliche Ausbildung, um so mehr in einer Zeit, wo der große Frauenüberschuß die Heiratsmöglichkeiten erheblich herabmindert, und das Mädchen befähigt sein muß, auf eigenen Füßen zu stehen.

Westermanns Monatshefte. Illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus. Geleitet von Dr. Friedrich Düfel. 73. Jahrgang. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, Berlin W. 10, Hamburg. Preis jedes Heftes 2 Mk.

Das uns vorliegende Maiheft des laufenden Jahres ist das 873. der Gesamtfolge im 73. Jahrgange. Das sind Zahlen, die eine zu bereedte Sprache sprechen, als daß man sie noch eigentlich zu interpretieren hätte. Blättert man den auf bestem Kunstdruckpapier reich illustrierten Band durch, so findet wohl jeder des Anregenden mancherlei. Es schließt zunächst Hans Friedrich Bluncks Roman „Land der Vulkanen“ ab. Artur Köhler-Wien spricht sich über den Maler Oskar Laske aus, worauf von Kurt Pfister eine anziehende Paganinistudie folgt. Hierauf — doch es ist schlechterdings unmöglich, die Fülle des Gebotenen als Ganzes auch nur referierend wiederzugeben. Wie gesagt, nach jeglicher Richtung hin und für jeglichen Geschmack ist hinreichend gesorgt, so daß es von vorneherein ausgeschlossen erscheint, daß die Mainummer von Westermanns Monatsheften etwa im Gegensatz zu ihren 872 Vorgängern ein Versager ist. Und die kommenden 872 Nummern werden es, das ist unsere Überzeugung, auch nicht sein.

Deutschlands Erneuerung. Monatschrift für das deutsche Volk. Herausgegeben von Oberfinanzrat Dr. Bang, Justizrat H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Dr. Hans F. R. Günther, Professor Dr. Hartmann, General der Infanterie U. Krauß, Geheimrat Professor Dr. Dietrich Schäfer, Professor Dr. Max Wundt. Schriftleitung: W. v. Müffling. J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Das Maiheft der vaterländischen Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ (J. F. Lehmanns Verlag, München, Preis 1'50 Mk.) bringt mancherlei Interessantes. Ein Schweizer, Hans Wram, Genf, nimmt das Wort, um aus Kenntnis der internationalen Atmosphäre heraus Wege zur Rettung zu zeigen und vor weiteren Fehlern zu bewahren. Er zeigt Möglichkeiten, die uns der Friedensvertrag läßt, die aber bisher nicht ergriffen wurden. Das Heft enthält noch eine Reihe von lesenswerten Aufsätzen, so: Der Geist der Armee in Revolutionszeiten von H. L. Weiß, Deutsche Geschichte von G. d. J. U. Krauß, Die Briefe der Kaiserin Friedrich von H. L. Weiß und Der Staatsdiener von Rechtsanwalt Dr. Melzer-Leipzig u. a.



Inhalt

Lessings „Nathan der Weise“ von Minister Gerhard von Mutius-Bukarest

Der baltische Student in Riga von Kurt Stavenhagen-Riga

Sagebuchblätter einer Orientreise von Dr. Richard Esaki

Rundschau: Der zehnte Deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt. — Die ostdeutsche Kulturwoche in Reichenberg. — Das V. D. U.-Treffen in Kiel. — Zehn Jahre Schutzbundarbeit Zur Salzburger Maitagung.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.